Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen

von

Viktor Kiy

Dritter Teil

Weidmannsche Buchhandlung Berlin

Themata und Dispositionen

zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen

im Anschluß an die deutsche Schullektüre

für die

oberen Klassen höherer Lehranstalten

von

Viktor Kiy,
Professor am Realgymnasium zu Elberfeld.

Dritter Teil.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1897.

Vorwort.

Der dritte Teil meines Buches „Themata und Dispositionen" giebt eine Nachlese und behandelt diejenigen Dramen, welche, wenn auch nicht in allen höheren Schulen, so doch in einigen gelesen zu werden pflegen und daher von den betreffenden Lehrern vermißt werden könnten.

Die Aufnahme, die die beiden ersten Teile gefunden, hat die Verlagsbuchhandlung wie auch mich zu dieser Fortsetzung ermutigt.

Unter den Beurteilungen hat mich besonders die von S. Oberländer in Neutitschein (Mähren) in der Zeitschrift f. d. Realschulwesen (XX, 12) angesprochen; ich fühle mich dem Herrn Kollegen zu Danke verpflichtet für das eingehende Verständnis, das er meiner Arbeit (Teil I) entgegengebracht hat, und danke ihm auch für seine Ausstellungen, die ich alle gewissenhaft in Erwägung zu ziehen verspreche. Namentlich aber hat mich die Bemerkung gefreut, daß das Buch wertvolle Beiträge für die Erklärung der behandelten Dichtungen enthalte; denn das war ein Zweck, den ich dabei gleichfalls im Auge hatte.

Wenn dies der Herr Beurteiler in der Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen (L, 9) gleichfalls berücksichtigt hätte, so hätten sich ihm, wie ich überzeugt bin, manche Einwendungen, die er bei aller Anerkennung erhebt, von selbst erledigt.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerke ich ferner, daß mein Buch nicht für Schüler bestimmt ist und daher manches enthält,

über dessen Verwendung im Unterrichte erst der einsichtsvolle Lehrer zu entscheiden hat.

Zum Schlusse weise ich noch darauf hin, daß die Citate aus Nathan der Ausgabe von Denzel und Kraz (Stuttgart bei Göschen), aus den anderen Dramen den Schulausgaben von Schöningh in Paderborn entnommen sind.

Elberfeld, 29. Oktober 1896.

Viktor Kiy.

Inhalt.

Lessing.

Goethe.

Schiller.

Lessing.

1.

Entstehung, Quellen und metrische Form von Lessings Drama „Nathan der Weise".

Einleitung. Schon Lessings Jugenddrama „Die Juden" (1749) ist ein Vorläufer des Nathan, indem darin das Vorurteil bekämpft wird, welches damals selbst noch in Preußen gegen das Judentum herrschte und worunter auch zwei von Lessings nächsten Freunden, von denen einer der Philosoph Mendelssohn war, zu leiden hatten. Noch deutlicher tritt uns der Grundgedanke des Nathan in Lessings „Rettung des Hieronymus Cardanus" (1754) entgegen, indem hier schon die drei Religionen nebeneinandergestellt sind und zur Duldsamkeit ermahnt wird.

Übergang. Das Drama „Nathan der Weise", dessen Anfänge ebenfalls in eine frühere Zeit zurückreichen, hatte Lessing gleich nach seiner Rückkehr aus Italien entworfen und drucken lassen wollen. Dies war aber unterblieben, und er hatte es erst drei Jahre später (1778) hervorgesucht, „weil ihm auf einmal beifiel, daß er nach einigen kleinen Veränderungen des Planes seinen Gegnern auf einer anderen Seite damit in die Flanken fallen könnte."

Ausführung. Entstehung, Quellen und metrische Form des Dramas.

I. Die Entstehung des Dramas.

1. Der Anlaß dazu war, daß Lessing Fragmente einer rationalistischen Schrift (Agologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes) seines verstorbenen Freundes, des Professors Hermann Samuel Reimarus, herausgab (1774—77) und deshalb von der rechtgläubigen Geistlichkeit, namentlich dem Hauptpastor Goeze in Hamburg in einen heftigen Streit verwickelt wurde (Vergl. Lessings Streitschrift Anti-Goeze 1778), was Lessing bestimmte, auf jenes vor drei Jahren begonnene Drama zurückzugreifen und es in den Dienst seiner Sache zu stellen.
2. Die besondere Ursache zur Veröffentlichung des Dramas war, daß auf Goezes und seiner Genossen Betrieb

a) das Dresdener Konsistorium bei 50 Thalern Strafe den Verkauf und das Lesen der Lessingschen Schriften gegen Goeze verbot,

b) das Braunschweiger Konsistorium von Lessing die Auslieferung des in seinen Händen befindlichen Manuskripts der Schrift von Reimarus forderte, die Einziehung der von Lessing herausgegebenen Fragmente befahl und ihm die bisher genossene Censurfreiheit entzog, welche Verfügung infolge einer von Lessing erhobenen Beschwerde zu dem Verbote verschärft wurde, Schriften religiösen Inhalts weder in Braunschweig, noch im Auslande, weder mit, noch ohne seinen Namen, ohne Genehmigung des herzoglichen Ministeriums drucken zu lassen. So eingeengt und behindert, ließ der Dichter sein Drama 1779 auf Subskription erscheinen.

II. Als Quellen dafür benutzte er:

1. Die Geschichte Saladins von Louis François Claude Marin, auf Grund deren die Handlung sich etwa im Jahre 1192 abspielt;

a) diese Zeitbestimmung ist aber nur im allgemeinen festgehalten; denn Recha soll nach dem 1187 bei Askalon erfolgten Tode ihres Vaters als kleines Kind zurückgeblieben und von Daja seither gepflegt worden sein, und doch ist Recha schon 18 Jahre alt (der Klosterbruder sagt zu Nathan: „Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren — Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?" IV, 7), Daja aber erst nach dem Tode ihres Gatten, also erst 1190, in Nathans Haus gekommen (I, 6);

b) Lessing gesteht selbst, daß der Patriarch Heraklius gewiß nicht habe in Jerusalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen; aber der Dichter fügt hinzu: „In dem Historischen, was dem Stücke zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweggesetzt. — Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motivieren."

2. Des italienischen Dichters Boccaccio (1313—1375) Dekameron (I, 3), eine Novellensammlung, indem Lessing die Erzählung

von dem Juden Melchisedech zu seiner Parabel von den drei Ringen benutzt hat; dabei hat er ihr jedoch den Sinn seiner ganzen Dichtung eingehaucht; sie liefert den Schlüssel für das sittliche Handeln Nathans, dessen religiöse Gesinnug, wie Lessing selbst bekannt hat, von jeher die seinige gewesen ist. Auch erkennen wir aus Lessings Darstellung, daß Nathan sich wohl auch sonst im Geiste des Morgenlandes sinnreicher Gleichnisse bedient habe und deshalb vom Volke „der Weise" genannt worden sei. Bei Boccaz ist die Abhilfe für die Geldnot des Sultans die Hauptsache, dagegen kommt es unserem Dichter in erster Linie auf die Vergleichung der Religionen mit den drei Ringen an; deshalb hat Lessing die Erzählung davon etwas geändert.

a) Nach Boccaz ist der Ring nur ein Kleinod, an dessen Besitz die Herrschaft in der Familie geknüpft ist; Lessing dagegen giebt ihm auch die Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen und so dem Besitzer die Liebe der andern zuzuwenden.

b) Bei Boccaz wird zwar eine der drei Religionen für die echte erklärt, aber es bleibt unentschieden, welche es sei, bei Lessing entscheidet dagegen der Richter gar nicht, sondern er verschiebt die Entscheidung; ein höherer Richter soll sie fällen; unterdessen bleibt es jeder der drei Religionen unbenommen, sich für die wahre zu halten, und diese Wahrheit durch Übung von Nächsten- und Menschenliebe (Lessings Testament Johannis) zu beweisen. („Es eifre jeder seiner unbestochenen, — Von Vorurteilen freien Liebe nach! — Es strebe von euch jeder um die Wette, — Die Kraft des Steins in seinem Ring 'an Tag — Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmut, — Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, — Mit innigster Ergebenheit in Gott — Zu Hilf'!" III, 7.),

III. Die metrische Form in Lessings Drama.

1. Er wandte darin zum ersten Male den Vers Shakespeares den elfsilbigen, jambischen Vers an, erlaubte sich jedoch mehrere Freiheiten, indem er

a) an 34 Stellen dafür vier- und sechsfüßige Verse setzte,

b) nicht selten statt des Jambus den Spondeus oder Trochäus, dagegen niemals den Anapäst gebrauchte,

c) sich nicht auf die sonst übliche Cäsur nach der vierten Silbe beschränkte, sondern sich aller neun im elfsilbigen Verse möglichen Pausen bediente.

2. Lessing schrieb sein Drama in Versen,

a) nicht des Wohlklangs wegen, sondern weil er glaubte, daß „der orientalische Ton" darin, d. h. die orientalische Neigung zu Bildern und Gleichnissen in der Prosa sehr aufgefallen wäre (Brief Lessings an Ramler v. 18/12. 1778),

b) weil ihm „der Rhythmus der Sprache des gemeinen Lebens unangemessen erschien für ein Gedicht von so idealem Zweck und Grundton, wie der seines Nathan war." *)

Schluß. Wie Lessings „Emilia Galotti" als Muster einer Tragödie das Vorbild Goethes und Schillers war, so der Nathan seiner metrischen Form nach; der fünffüßige Jambus ist von da ab bis auf den heutigen Tag der herrschende Vers in der deutschen Tragödie geblieben.

2.

Die Vorfabel von Lessings Drama „Nathan der Weise".

Einleitung. Obgleich die Handlung in Lessings „Nathan" sich auf historischem Grunde an die Erzählung Boccaccios anlehnt, ist ihr Verlauf doch eine freie Erfindung des Dichters.

Ausführung. Die Vorgeschichte der Dichtung.

I. In Bezug auf Saladin und seine Familie.

1. Saladin hatte einen Bruder Assad, welcher eines Morgens ausritt und dann auf eine rätselhafte Weise verschwand; aus Liebe zu einer Christin war er zum Christentum übergetreten und mit ihr nach Deutschland gezogen, wo er unter dem Namen Wolf von Filneck eine Zeitlang lebte.

2. Bei ihrer Rückkehr ins Morgenland ließen sie ihren Sohn dem Bruder der Frau, dem Tempelherrn Kurt von Stauffen, der ihn an Kindesstatt annahm.

3. Im Morgenland starb dann Assads Gemahlin nach der Ge-

*) K. R. Papst. Vorlesungen über Nathan. S. 118.

burt eines Töchterchens. Assad ließ das Kind durch seinen Reitknecht seinem Freunde Nathan bringen und fiel selbst im Kampfe gegen seine früheren Glaubensgenossen.

II. In Bezug auf Nathan.

1. Nathan waren bei einer Judenverfolgung durch die Christen seine Frau und sieben Kinder getötet worden.
2. Deshalb kämpfte er einen schweren Kampf zwischen Haß und Liebe, als der Reitknecht ihm das Kind seines Freundes brachte, den er nur unter dem Namen Wolf von Filneck kannte; aber gerade dessen Vermächtnis half der Stimme der Vernunft und Menschenliebe in seinem Innern zum Siege.
3. Er erzog das Mädchen, das er Recha nannte, mit aller Liebe und Sorgfalt als seine Tochter, aber weder als Christin noch als Jüdin, sondern suchte in ihr nur „das Gefühl zum Guten und die Furcht vor Gott" zu wecken und lebendig zu erhalten.

III. In Bezug auf den Tempelherrn.

1. Rechas Bruder, der inzwischen herangewachsen war und seines Oheims Namen trug, war ebenfalls Tempelherr geworden und mit anderen Ordensbrüdern nach Palästina gekommen, wo er sich nach Ablauf des Waffenstillstandes zwischen Saladin und den Christen an dem Sturm auf die Burg Tebnin beteiligte.
2. Das Unternehmen mißlang, und zwanzig Tempelherrn wurden gefangen genommen; neunzehn ließ der Sultan hinrichten; den Ritter Kurt von Stauffen allein rettete seine merkwürdige Ähnlichkeit mit Saladins Bruder Assad, sodaß er von jenem begnadigt wurde.
3. Er lebte frei in Jerusalem, da der Sultan über sein weiteres Geschick noch keine Entscheidung getroffen hatte.

IV. In Bezug auf Recha.

1. Als während Nathans Abwesenheit in seinem Hause Feuer ausbrach und Recha dabei in Lebensgefahr schwebte, rettete sie der Tempelherr aus den Flammen.
2. Recha wünschte ihm persönlich ihren Dank dafür auszusprechen; aber der Tempelherr entzog sich dem in

seinem Mißmut über sein thatenloses Leben und in der Verachtung, die er gegen die Juden hegte.

3. Recha sieht deshalb in ihrer schwärmerischen Erregung in ihm einen Engel, den Gott zu ihrer Rettung gesandt habe.

Schluß. Mit Nathans Zurückkunft beginnt das Drama; es schließt damit, daß uns die nahen Beziehungen der Vertreter der drei Glaubensbekenntnisse enthüllt werden.

3.

Der Gang der Handlung in Lessings Drama „Nathan der Weise".

Einleitung. Die äußere Handlung in Lessings Drama bildet die Aufklärung der verwandtschaftlichen Beziehungen der Vertreter der verschiedenen Bekenntnisse, d. h. 1. des Tempelherrn und Rechas zu einander, 2. beider zu Saladin und Sittah und 3. Rechas zu Nathan, während die innere sich mit dem Anteile beschäftigt, den die handelnden Personen an der Idee der in allgemeiner Menschenliebe sich vollendenden Humanität nehmen, deren Hauptvertreter Nathan ist.

Ausführung. Der Gang der Handlung.

I. Exposition. Rechas Verhältnis zu Nathan und Daja. Ihre Errettung aus den Flammen durch einen von Saladin begnadigten Tempelherrn, der sich ihrem Danke entzogen hat und in dem sie, während der langen Abwesenheit des Pflegevaters in ihrer Erregung von Daja beeinflußt, einen Engel zu sehen glaubt. (I, 1.) Wir erfahren, daß Saladin den Tempelherrn wegen seiner Ähnlichkeit mit einem längst verlorenen Bruder begnadigt hat. Außerdem heilt Nathan die aufs höchste erregte Recha durch freundlichen Zuspruch von ihrem Wunderglauben. (I, 2.) Nathans geistige Bedeutung offenbart sich in dem Gespräche mit Al-Hafi, der als einer der Träger der Idee von Lessing eingeführt wird, um das Zusammentreffen Nathans und Saladins zu vermitteln. Hinweisung auf des Sultans Geldnot. (I, 3.) Das Auftreten des Tempelherrn und sein Zusammentreffen mit Daja wird vorbereitet. Abweisung der schimpflichen Zumutungen, die der Patriarch durch den Klosterbruder an den Tempelherrn stellt. Des letzteren Judenhaß, den er in dem Gespräche mit Daja äußert. (I, 4 - 6.)

II. Verwicklung. (Steigende Handlung.) Die Schürzung des Knotens wird gebildet:

1. Durch den Gegensatz zwischen Nathan und Saladin, der in seiner Geldnot den reichen Juden auf Sittahs Rat zu einem Darlehn nötigen will. Das Zusammentreffen beider wird begründet durch II, 1—3.
2. Durch den Gegensatz zwischen Nathan und dem Tempelherrn, bei deren Zusammentreffen der Judenhaß des Ritters zwar von Nathan widerlegt, aber die Beziehung des Tempelherrn zu Saladin wieder in Erinnerung gebracht und außerdem
3. auf einen neuen Gegensatz durch die Möglichkeit einer Verwandtschaft zwischen Recha und dem Tempelherrn hingewiesen wird. (II, 4—7.) Dieser Konflikt kommt zum Ausbruch durch die leidenschaftliche Liebe, welche Recha durch ihre anmutige Erscheinung wie durch ihre geistige Überlegenheit in dem Herzen des Tempelherrn erweckt. (III, 1—3.)

III. Höhe und Umschwung. Nathan vermeidet bei seiner Zusammenkunft mit Saladin in weiser Vorsicht die Falle, die dieser ihm auf Sittahs Rat stellt und macht durch die Parabel von den drei Ringen auf Saladin bei dessen edler Natur einen tiefen Eindruck. Beide lernen sich gegenseitig hochachten und lieben, sodaß dieser Gegensatz auch durch Nathans Geldanerbieten überwunden und anzunehmen ist, daß sie in Zukunft zu einander stehen werden. Dadurch, daß auch der Tempelherr in ihren Kreis gezogen werden soll, eröffnet sich die Aussicht auf eine friedliche Lösung aller Gegensätze. Höhepunkt. (III, 4—7.) Aber die ungestüme Werbung des Tempelherrn findet bei Nathan, der die Blutsverwandtschaft jenes mit Recha ahnt, eine kühle Aufnahme. Umschwung. (III, 8—9.)

IV. Fallende Handlung.

1. Der durch die vermeintliche Ablehnung seiner Werbung erregte Tempelherr wird durch Dajas Mitteilung, daß Recha christlicher Herkunft und von Nathan als Jüdin und als seine Tochter erzogen sei (III, 10), dazu bestimmt, zuerst bei dem Patriarchen, dann bei Saladin Schritte zu thun (IV, 1—5), um Nathans Einwilligung zu erzwingen. Der Klosterbruder jedoch, dem der Patriarch den Auftrag gegeben hat, den Juden ausfindig zu machen, der ein Christenkind seiner Kirche ent-

zogen habe, warnt Nathan und veranlaßt ihn zu Nachforschungen nach Rechas Herkunft. (IV, 6 u. 7.) Durch des Tempelherrn Beratung mit Saladin ist der Anlaß gegeben, daß sämtliche Personen im Palaste des Sultans zusammentreffen. (IV, 8.)

2. Nathan erhält aus dem Brevier, das ihm der Klosterbruder gegeben hat, volle Aufklärung über Rechas und des Tempelherrn Abstammung und ihre nahe Verwandtschaft mit Saladin.

V. Dadurch wird dann die Lösung der Verwicklung herbeigeführt. (V.)

Schluß. Der Tempelherr und Recha sind Geschwister und Kinder von Saladins Bruder Assad. So erkennen sich die Hauptpersonen, welche Bekenner verschiedener positiven Religionen sind, als Glieder einer und derselben Familie, welche alle das über den positiven Glauben sich erhebende Band reiner Menschenliebe verbindet, die zu üben alle Menschen verpflichtet sind. (Idee des Dramas.)

4.

Warum ist der Vorwurf unberechtigt, daß Lessing in seinem Drama „Nathan der Weise" das Christentum unter die beiden anderen Bekenntnisse habe stellen wollen?

Einleitung. Es ist unleugbar, daß die Vertreter des Mohammedanismus und des Judentums in Lessings Drama durch ihre Charaktereigenschaften den Tempelherrn, den Hauptvertreter des Christentums, bei weitem überragen.

Ausführung. Warum ist dennoch der Vorwurf unberechtigt, daß Lessing darin das Christentum habe herabsetzen wollen?

I. Der Vorwurf, daß Lessing eine solche Herabsetzung beabsichtigt habe, erscheint schon äußerlich entkräftigt:

1. Durch den Ausspruch des Juden Mendelssohn, der in richtiger Würdigung von Lessings christlicher Gesinnung im „Nathan" vielmehr eine Verherrlichung des Christentums erkannte, weil nur „aus einem christlichen Volke ein Mann wie Lessing und ein Werk wie Nathan hervorgehen, weil nur in einem solchen Volke sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen

hinaufschwingen, zu dieser tiefen Erkenntnis göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte."

2. Durch die christliche Gesinnung, die Lessing bekundet
   a) in seinem ganzen Leben und seinem Verhalten gegen seine Familie,*) seine Freunde, wie alle Menschen (Winckelmann),
   b) in der Erklärung, die er in der Vorrede zum „Nathan" giebt und in der er sich gegen die Mißdeutung seiner Dichtung und die falsche Anwendung auf den eigenen Standpunkt verwahrt.**)

II. Der Vorwurf, den man Lessing gemacht hat, erscheint aber auch durch die Dichtung selbst aus inneren Gründen widerlegt; denn
1. der Angriff darin ist nicht gegen das Christentum gerichtet, sondern nur gegen die fanatische Unduldsamkeit innerhalb dieses Bekenntnisses, wo sie am wenigsten zu finden sein sollte, während sie sich bei dem rechtgläubigen Juden und Mohammedaner von selbst versteht, so daß die scheinbare Herabsetzung des Christentums gerade auf eine höhere Wertschätzung desselben hinausläuft; denn Lessings Absicht war nur zu zeigen, „daß unter gewissen Bedingungen auch ein Jude und Mohammedaner der bessere Mensch sein könne und daß das religiöse Bekenntnis allein nicht über den sittlichen Wert des Bekenners entscheide";***)
2. die Idee des Dramas gründet sich auf die christliche Sittenlehre, bildet sogar ihren Hauptgrundsatz, woraus deutlich ersichtlich ist, daß Lessing damit gerade die innere, von allen äußeren Glaubenssätzen unabhängige Wahrheit des Christentums zu erweisen sucht;
3. der Held des Dramas, Nathan, gehört nur äußerlich dem jüdischen Bekenntnisse an, nach seiner Gesinnung, und nach seinen Handlungen ist er ein Christ („Nathan! Nathan! — Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! — Ein beß'rer Christ war nie!" IV, 7); er hat sich zu diesem Standpunkte erst nach heißen Kämpfen durch Überwindung von

*) Vergl. den Brief an seinen Bruder v. 28. Dezbr. 1778 und Stahr II. S. 288.

**) Vergl. Danzel und Guhrauer. 2. Auflage II. S. 461 u. 464.

***) A. Stahr II. S. 295.

religiösen Vorurteilen aufgeschwungen, die ihm die schwersten Anstrengungen gekostet haben (vergl. IV, 7);

4. der Sieg des christlichen Princips erscheint somit um so größer, da es sich aus seinem schärfsten Gegensatze zur Überwindung desselben erheben mußte.*)

Schluß. Der Vorwurf der Unchristlichkeit, der gegen Lessing erhoben worden ist, kann deshalb nur von solchen Christen ausgehen, deren Stolz es ist, Christen zu sein, nicht Menschen. („Denn — Selbst das, was noch von ihrem Stifter her — Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt, — Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist, — Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. — Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch — Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend — Auf Treu und Glauben nehmen können! Doch — Was Tugend? Seine Tugend nicht, sein Name — Soll überall verbreitet werden." Sittah II, 1. — Vergl. IV, 2.)

5.

Inwiefern bildet der erste Aufzug von Lessings „Nathan" die Exposition dieses Dramas?

Einleitung. Lessings Dramen zeichnen sich durch die Klarheit der Exposition aus, durch die wir nicht nur in die Handlung eingeführt, sondern auch über die weiteren Absichten des Dichters aufgeklärt werden.

Ausführung. Die Exposition in Lessings Drama „Nathan der Weise." — Wir werden darin bekannt gemacht:

I. Mit dem Stande der Verhältnisse,

1. der persönlichen Verhältnisse der Hauptpersonen, und zwar

a) im Hause Nathans; wir erfahren,

α) daß Recha nur seine Pflegetochter ist („Wenn ich mich wieder entwöhnen müßte, — Dies Kind mein Kind zu nennen!" I, 1),

β) daß sie während der Abwesenheit Nathans bei einer Feuersbrunst, die in seinem Hause ausgebrochen, in Lebensgefahr geschwebt hat und von einem Tempelherrn aus den Flammen gerettet worden ist,

γ) daß der Ritter aber nach seiner edlen That sich dem

*) Vergl. Rötscher: Cyklus dramatischer Charaktere.

Danke Rechas entzogen hat („— Kalt und ungerührt — Vom Jauchzen unsres Danks setzt seine Beute — Er nieder, drängt sich unters Volk und ist — Verschwunden.“ I, 1), sodaß Recha in ihrer von Daja genährten Schmärmerei glaubt, „Es sei ihr Tempelherr — Kein irdischer und keines irdischen; — Der Engel einer, deren Schutze sich — Ihr kleines Herz von Kindheit auf so gern — Vertrauet glaubte, sei aus einer Wolke, — In die er sonst verhüllt, auch noch im Feuer — Um sie geschwebt, mit eins als Tempelherr — Hervorgetreten“ (I, 1. Andeutung des Gegensatzes, in dem der Tempelherr zum Judentum, also zu Nathan und Recha steht);

b) im Hause Saladins, der, wie man sagt, den Tempelherrn begnadigt hat, „weil er seiner Brüder einem, — den er besonders lieb gehabt, so ähnlich sehe (Vergl. I, 5 — Andeutung der Beziehung des Tempelherrn zu Saladin);

2. der öffentlichen Verhältnisse.

a) Wir erfahren, daß der Ort der Handlung Jerusalem ist, das sich im Besitze des Sultans Saladin befindet, wo aber auch ein christlicher Patriarch seinen Sitz hat. (I, 2 u. 5).

b) Wir finden uns versetzt in die Zeit des dritten von Friedrich Barbarossa, Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England geleiteten Kreuzzuges. (1189—1192) Barbarossa ist (1190) gestorben. (I, 6) Die Festung Ptolemais (Akkon, St. Jean d' Acre) ist im Besitz der Christen unter König Philipp. Der von Richard Löwenherz mit Saladin (1191) abgeschlossene Waffenstillstand ist durch einen Handstreich der Tempelherren auf die von Saladin (1187) eroberte Burg Tebnin gebrochen worden, bei welcher Gelegenheit aber der Tempelherr mit neunzehn andern Rittern gefangen wurde. (I, 5)

c) Es wird uns ferner mitgeteilt, daß Saladin trotz seiner Erfolge sich in Geldnot befinde und wahrscheinlich die Kasse Nathans in Anspruch nehmen werde, worin die Möglichkeit einer Verwicklung angezeigt scheint.

II. Mit den Charakteren der wichtigsten Personen, und zwar

1. Saladins, dessen Freigebigkeit als eine Äußerung seiner edlen, liebevollen Gesinnung gegen seine Mitmenschen wir kennen lernen; er ist den Bettlern so feind, „Daß er mit Strumpf [Stumpf] und Stiel sie zu vertilgen — Sich vorgesetzt, und sollt' er selbst darüber — Zum Bettler werden" (I, 3);

2. des Tempelherrn,
   a) dessen Judenhaß sich sowohl in seinem Fernbleiben von Recha, wie besonders in seinem Gespräche mit Daja (I, 6) offenbart („Jud' ist Jude"),
   b) dessen Rechtlichkeit wir aber aus der Aufnahme kennen lernen, welche die Anträge des Patriarchen, den Spion zu spielen und seinem Wohlthäter den Garaus zu machen, bei ihm finden (I, 5);

3. des Patriarchen, der uns eben hier als ein selbstsüchtiger Mensch, heuchlerischer und weltlich gesinnter Priester geschildert wird und damit nicht nur einen Gegensatz gegen die Rechtlichkeit des Tempelherrn, die echte Frömmigkeit des Klosterbruders, sondern auch die Menschenfreundlichkeit Saladins und besonders die erhabene Humanität Nathans bildet;

4. Nathans,
   a) dessen Gottergebenheit und Erziehungskunst aus der Auffassung der Wunder hervorgeht, mit der er den Engelglauben Rechas zu widerlegen sucht (I, 2),
   b) dessen Klugheit wir in dem Bedenken kennen lernen, „dem in zweckwidriger Weise freigebigen Sultan Geld zu leihen", und dessen Weisheit sich in dem Verzicht beweist, seinen Reichtum als Schatzmeister des Sultans zu vermehren (I, 3),
   c) dessen edle Milde in der Beurteilung aller Menschen sich darin bewährt, daß er dem Derwisch bei seiner Verurteilung der unüberlegten Freigebigkeit des Sultans nicht beistimmt. („Al-Hafi, ich fürchte — Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch — Zu sein verlernen." I, 3.)

III. Mit der Idee, die der Dichter seinem Drama zu Grunde gelegt hat und mit der schon die Erziehung, die Nathan seiner Pflegetochter angedeihen läßt („Gott lohnt Gutes, hier — Gethan, auch hier noch. Geh! Begreifst du aber, — Wie viel andächtig schwärmen leichter als — Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch —

Andächtig schwärmt, um nur, ist er zuzeiten — Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt, — Um nur gut handeln nicht zu dürfen?" I, 3.) in engem Zusammenhange steht, obgleich jene Idee des allgemeinen Menschentums ihren vollen Ausdruck erst in der Unterredung Nathans mit dem Tempelherrn findet. (II, 5.)

Schluß. Dadurch, daß der erste Aufzug von Lessings Drama sich vorzugsweise um Nathan bewegt und seine Beziehungen zu Recha, dem Tempelherrn und dem Sultan fast ausschließlich den Inhalt dieser Exposition bilden, erscheint uns Nathan bereits als die Hauptperson des Dramas. Den fünften Auftritt, der sich mit ihm nicht beschäftigt müssen wir dabei als eine Episode ansehen, die für den Gang der Handlung ja auch bedeutungsvoll ist.

6.

Wodurch wird in Lessings Drama „Nathan der Weise" die Handlung in Bewegung gesetzt?

Einleitung. Nachdem in der Exposition (Aufzug I) die Beziehungen angedeutet worden sind, die zwischen dem Tempelherrn und Recha einerseits und Saladin andrerseits bestehen, und auf die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen dem Christen und dem Juden, wie zwischen diesem und dem Sultan hingewiesen worden ist, entwickelt sich vom zweiten Akte ab, in den freilich auch noch einige exponierende Momente fallen, die eigentliche dramatische Handlung, die uns jene Verhältnisse aufklärt und schließlich zu einer Versöhnung aller Gegensätze führt.

Ausführung. Worin zeigt sich der Fortschritt der Handlung? — Die Handlung kommt in Bewegung:

I. In dem zweiten Aufzuge:

1. Durch die Begegnung Nathans mit dem Tempelherrn, indem hierdurch
   a) bei letzterem das Vorurteil hinweggeräumt wird, welches seine nähere Bekanntschaft mit Recha verhindert, und indem bei der feurigen Gemütsart des Ritters der Ausbruch einer leidenschaftlichen Liebe zu Recha so wahrscheinlich gemacht wird, daß selbst Nathan darauf gefaßt ist („— Welch' eine heitre Ferne schließt — Sich meinen Blicken auf! Kennt sie [Recha] nur erst!" V, 6.);
   b) unsere Spannung erweckt wird, welchen Eindruck der Besuch

des Tempelherrn auf Recha machen wird, in deren Herzen sich bis jetzt nur Dankbarkeit, nicht Liebe zu ihrem Retter regt;

c) unsere Versorgnis hervorgerufen wird durch Erwähnung der auffallenden Ähnlichkeit, die Nathan zwischen einem alten Bekannten und dem Tempelherrn findet, über dessen Abkunft ein Geheimnis schwebt, dessen Enthüllung die Verbindung des Ritters mit Recha verhindern könnte.

2. Durch die Herbeiziehung Nathans zu einem Darlehn an den Sultan,

a) indem dieser wirklich die Absicht hegt, den Juden dazu zu nötigen und ihn zu diesem Zwecke in seinen Palast berufen hat,

b) während Nathan vor Begierde brennt, dem Sultan zu dienen und dieser uns schon als ein Mann bekannt ist, der keiner unwürdigen Handlung gegen den edlen Juden fähig ist, so daß wir von ihrer Begegnung keinen Konflikt, sondern eher ihre Mitwirkung zur Beilegung der bevorstehenden anderweitigen Verwicklung erwarten.

II. In dem dritten Aufzuge:

1. Durch die Zusammenkunft zwischen Nathan und dem Sultan, wobei sich unsere Erwartung bestätigt; Nathan vermeidet es in weiser Vorsicht, in die Falle zu gehen, die ihm der Sultan gestellt hat, und zwingt dadurch den von Natur edlen Saladin, dessen Geldnot er zu beseitigen verspricht, zu unbegrenzter Hochachtung, sodaß wir annehmen müssen, beide werden nun in allen Fällen zusammen stehen.

2. Durch den Besuch des Tempelherrn in Nathans Hause,

a) wobei jener in leidenschaftlicher Liebe zu Recha entbrennt,

b) während Recha, nachdem ihre Sehnsucht, ihren Lebensretter zu sprechen und ihm zu danken, gestillt ist, keine Liebesregung zu ihm empfindet. („Er wird — Mir ewig wert, mir ewig werter als — Mein Leben bleiben, wenn auch schon mein Puls — Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt, — Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke, — Geschwinder, stärker schlägt.“ III, 4.)

3. Durch die Bestätigung der von Nathan gehegten Vermutung

über die Herkunft des Tempelherrn und durch die Annahme eines möglichen Zusammenhangs mit dem über Recha schwebenden Geheimnis, wodurch deren Pflegevater zu der einer Ablehnung gleichenden kühlen Aufnahme der Werbung des Ritters bestimmt wird. (Ausbildung des Hauptkonflikts.)

III. In dem vierten Aufzuge durch die Versuche zur Lösung des zu Ende des dritten Aktes geschürzten Knotens, und zwar:

1. Durch die Schritte, welche der Tempelherr thut, um die Einwilligung Nathans zu erzwingen,
   a) bei dem Patriarchen,
   b) bei Saladin.
2. Durch den Auftrag, den infolgedessen der Patriarch dem Klosterbruder giebt, den Juden zu ermitteln, der ein Christenkind seiner Kirche entzogen habe.
3. Durch die Warnung, die der Klosterbruder daraufhin Nathan erteilt, wodurch dieser zugleich auf die rechte Spur bei seinen Nachforschungen nach Rechas möglicher Verwandtschaft mit dem Tempelherrn geleitet wird.
6. Durch das Zusammentreffen aller beteiligten Personen bei Saladin und Sittah, das durch die Mitteilung veranlaßt wird, welche der Tempelherr dem Sultan über Nathan und Recha gemacht hat.

Schluß. So ist durch die Enthüllungen, die wir aus dem Brevier Wolfs von Filneck erwarten, die Lösung, d. h. die Aufklärung über die Verwandtschaft des Tempelherrn und Rechas mit einander und mit Saladin und Sittah vorbereitet. Mag daher der Vorwurf der Schwäche der Kathastrophe, der dem Dichter gemacht worden ist, immerhin nicht ohne Berechtigung sein, gewiß ist, daß wir dadurch keine undramatische Überraschung erfahren.

7.

In welche Form kleidet Lessing die Idee ein, die er seinem Drama „Nathan der Weise" zu Grunde legt?

Einleitung. Die Idee in Lessings „Nathan": Die höchste Tugend ist die der werkthätigen Liebe, welche unabhängig ist von dem positiven Glaubensbekenntnis. Der Besitz der Wahrheit in der Hand eines Menschen ist eine Unmöglichkeit.

Ausführung. Wie tritt diese Idee in dem Drama zu Tage?

I. In positiver Weise kommt sie zum Ausdruck:

1. In Nathans Erklärung, worin die Verwerflichkeit des religiösen Glaubensdünkels als des allgemeinsten und stärksten Hindernisses der Entwicklung allgemein menschlicher Gesinnung hingestellt wird (II, 5: „Sind — Wir etwa unser Volk? Was heißt denn Volk? — Sind Christ und Jude eher Christ und Jude — Als Mensch? Ach, wenn ich einen mehr in Euch — Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch — Zu heißen!"), und in der Umstimmung des Tempelherrn („Wir müssen Freunde werden, Nathan!" II, 5. — „Begnügt Euch doch, ein Mensch zu sein! Stoßt mich — Nicht von Euch!" III, 9.), wobei seine eigentliche Gesinnung zu Tage tritt.

2. In Rechas Ausspruch, welche dieselbe Ansicht hegt und zugleich den Wert der guten That, welche auf Ergebenheit in Gott beruht, über den Glauben an Gott stellt („Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott, — Der einem Menschen eignet? der für sich — Muß kämpfen lassen?" — „Doch so viel tröstender — War mir die Lehre, daß Ergebenheit — In Gott von unserm Wähnen über Gott — So ganz und gar nicht abhängt." III, 1.)

3. In Saladins Absicht, seinen Bruder Melek mit der Schwester Richards von England zu vermählen, und den Worten Sittahs: „Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen. — Ihr Stolz ist Christen sein, nicht Menschen. Denn — Selbst das, was noch von ihrem Stifter her — Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt, — Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist, — Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. — — Seine Tugend nicht, sein Name — Soll überall verbreitet werden. — — Um den Namen, um den Namen — Ist ihnen nur zu thun." (II, 1.)

4. In der Parabel von den drei Ringen (III, 7), worin der Grundgedanke am ausführlichsten behandelt wird. Wir werden hier

a) schon wegen der natürlichen Berechtigung der Anhänglichkeit eines jeden an seinen von den Vätern ererbten Glauben zur

gegenseitigen Duldung („Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man denn — Am wenigsten in Zweifel? doch der Seinen? — Doch deren Blut wir sind? doch deren, die — Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe — Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo — Getäuscht zu werden uns heilsamer war? — Wie kann ich meinen Vätern weniger — Als du den deinen glauben? oder umgekehrt. — — So glaube jeder sicher seinen Ring — Den echten".) und

b) zur Bethätigung der Wirkungen unseres Glaubens durch Werke der Menschenliebe aufgefordert. („Es eifre jeder seiner unbestochenen — Von Vorurteilen freien Liebe nach! — Es strebe von euch jeder um die Wette, — Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag — Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmut, — Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, — Mit innigster Ergebenheit in Gott — Zu Hilf'!")

5. In Saladins Ausspruch, worin er seinen religiösen Freisinn offenbart (IV, 4), in den Worten: „Ich habe nie verlangt, — Daß allen Bäumen eine Rinde wachse."

6. In der Rede des Klosterbruders, worin dieser Nathan gegenüber zu erkennen giebt, daß die liebevolle Gesinnung der Kern aller Religionen, des Judentums wie des Christentums sei. („Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm — Vor Euern Augen aufgewachsen ist, — So blieb's vor Gottes Augen, was es war. — Und ist denn nicht das ganze Christentum — Aufs Judentum gebaut? Es hat mich oft — Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekostet, — Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten, — Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.")

7. In der Gesinnung und Handlungsweise Nathans, des Hauptvertreters der Idee des Dramas, seiner Gottergebenheit, mit der er den Verlust seiner Lieben trägt, und der reinsten Menschenliebe („Und doch ist Gott! — Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan! — Komm! übe, was du längst begriffen hast, — Was sicherlich zu üben schwerer nicht — Als zu begreifen ist, wenn du nur willst. — Steh' auf! Ich stand und rief zu Gott: Ich will, — Willst du nur, daß

ich will!"), die er trotz seines Verlustes gegen Recha bethätigt.

8. In der Läuterung des Tempelherrn (V, 5), der zu der Erkenntnis gelangt ist, daß die gegen Nathan bei dem Patriarchen gethanen Schritte verwerflich seien, und der, von seinem religiösen Vorurteil geheilt, sich „wieder über den Standpunkt der bestimmten positiven Religion empor auf den der allgemeinen Menschenliebe" erhoben hat. („Verzeiht mir, Nathan! — Gebt sie [Recha] mir! sie sei — Nun Christin oder Jüdin oder keines, — Gleichviel!")

9. In Rechas Urteil über Daja (V, 6), das sie zu Sittah ausspricht: „Ach! die arme Frau, ich sag's dir ja, — Ist eine Christin, muß aus Liebe quälen; — Ist eine von den Schwärmerinnen, die — Den allgemeinen, einzig wahren Weg — Nach Gott zu wissen wähnen."

II. Der Grundgedanke in Lessings Drama kommt aber auch in negativer Weise zum Ausdruck:

1. In der Weltflucht Al-Hafis, der zwar wegen seines liebevollen Gemütes und seiner religiösen Unbefangenheit unter die Träger der positiven Seite der Idee zu zählen ist, aber dennoch durch sein Verhalten beweist, daß die Menschenliebe sich nur im Verkehr mit den Menschen bewähren soll und ihre höchste Kraft und Reinheit nur hier in der selbstlosen Überwindung jedes Anreizes zur Lieblosigkeit entfalten kann. (II, 9.)

2. In dem religiösen Glaubensdünkel des Tempelherrn, in dem dieser trotz seiner scheinbaren Umstimmung (II, 5) befangen ist und dem er (IV, 4) Saladin gegenüber Ausdruck giebt. („Was? ruhig Christ? Wenn Jud' — Und Muselmann auf Jud', auf Muselmann — Bestehen, soll allein der Christ den Christen — Nicht machen dürfen?" — Vergl. V, 2.)

3. In der Engherzigkeit, mit der Daja Nathan bei dem Tempelherrn anklagt, daß jener Recha, ein Christenkind, als Jüdin erzogen habe (III, 10), und in dem Eifer, mit dem sie für die Verbindung Rechas mit dem Tempelherrn thätig ist. („So kommt das Mädchen wieder unter Christen, — Wird wieder, was sie ist, ist wieder, was — Sie war; und Ihr, Ihr habt mit all dem Guten, — Was wir Euch nicht genug

verdanken können, — Nicht Feuerkohlen bloß auf Euer Haupt — Gesammelt." IV, 6.)

4. In der Glaubensstarrheit und Lieblosigkeit, mit der der Patriarch es verurteilt, daß ein Jude ein Mädchen zwar zum Guten, aber doch in keinem Glauben erzogen habe, und jenen deshalb dem Feuertode überliefern möchte, indem er erklärt: „Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie — Gefährlich selber für den Staat es ist, — Nichts glauben. Alle bürgerliche Bande — Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn — Der Mensch nichts glauben darf. Hinweg! hinweg — Mit solchem Frevel!" und alle Einwendungen mit den Worten zurückweist: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt."

Schluß. Am Ende des Dramas findet die Idee ihre Bestätigung darin, daß die Hauptpersonen der Handlung, die Bekenner verschiedener Religionen sind, sich als Glieder einer Familie erkennen, die außer diesem natürlichen Bande reine Menschenliebe verbindet, welche sich „in lebendiger, über den Schranken des besonderen positiven Glaubens sich erhebender Frömmigkeit oder Gottergebenheit wurzelt." Lessing selbst hat die Absicht, die er dabei gehabt, in der Vorrede zum Nathan in den folgenden Worten ausgesprochen: „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich anblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben."

8.

Inwiefern nehmen die drei Hauptvertreter der drei positiven Religionen in Lessings „Nathan" trotz aller Verschiedenheit dieser Bekenntnisse denselben religiösen Standpunkt ein, und inwiefern sind sie doch von einander verschieden?

Einleitung. Die drei Hauptvertreter der drei positiven Religionen sind der Tempelherr, der Sultan und Nathan.

Ausführung.

I. Sie haben insofern denselben religiösen Standpunkt, als

sie ihrem Bekenntnis nur äußerlich angehören und durch Wort und That sich als Anhänger der allgemeinen, echten Menschenreligion der Nächstenliebe erweisen, und zwar

1. der Tempelherr durch seine Werbung um das vermeintliche Judenmädchen („Nicht Sohn? — Begnügt Euch doch ein Mensch zu sein!“ III, 9. — — — Also gebt sie mir! — — sie sei — Nun Eure Tochter oder sei es nicht, — Sei Christin oder Jüdin oder keines, — Gleichviel! gleichviel! Ich werd' Euch weder jetzt — Noch jemals sonst in meinem ganzen Leben — Darum befragen. Sei, wie's sei!“);
2. Saladin durch Anerkennung seiner Bruderkinder („Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen? — Ich meine Neffen — meine Kinder nicht? — Sie nicht erkennen? ich? Sie dir wohl lassen? — Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind's. Sie sind's! — Sind beide meines — deines Bruders Kinder!“ V, 8. — „Ich habe nie verlangt, — daß allen Bäumen eine Rinde wachse“. IV, 4);
3. Nathan durch seine liebevolle Erziehung Rechas, eines Christenkindes, nach dem Verluste seiner eigenen Familie, die von Christen hingemordet war. („Sind — Wir etwa unser Volk? Was heißt denn Volk? — Sind Christ und Jude eher Christ und Jude — Als Mensch?“ — Vergl. I, 2. — III, 1. — IV, 7 u. s. w.)

II. Die drei Hauptvertreter der drei positiven Religionen in Lessings „Nathan“ sind indessen insofern von einander verschieden,

1. als der Tempelherr nicht von Hause aus von religiösem Vorurteil frei ist, sondern
   a) zunächst Haß gegen das Judentum und seine Bekenner hegt (Jud' ist Jude. I, 6. — Vergl. II, 5.),
   b) ferner selbst von dem Glaubensstolze angesteckt ist, den er jenem zum Vorwurfe macht, und dadurch mit seiner besseren Überzeugung in Widerspruch gerät („Wenn Jud' — und Muselmann auf Jud' auf Muselmann — Bestehen, soll allein der Christ den Christen — Nicht machen dürfen?“ IV, 4.) und
   c) erst allmählich sich über den Standpunkt seiner positiven Religion hinaus erhebt und erst nach dieser Läuterung sich

zu der allgemeinen Menschenliebe in ihrer vollsten Reinheit bekennt („Ich bin ein junger Laffe, — Der immer nur an beiden Enden schwärmt, — Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut; — Auch das kann sein! Verzeiht mir, Nathan!“ u. s. w. V, 5.);

2. als Saladin die Freiheit seines Geistes von religiösem Vorurteil zwar als Naturanlage besitzt, aber doch bei all seiner Duldsamkeit einen Glaubensunterschied festhält („— Von diesen drei Religionen kann doch eine nur — Die wahre sein“. III, 5.) und, wenn auch von Sittah dazu verleitet, dem Juden eine Falle legt, ihn auf die Probe stellt, ehe er ihm sein volles Vertrauen schenkt („Ich Staub? Ich Nichts? — O Gott! — Nathan, lieber Nathan! — Die tausend tausend Jahre deines Richters sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht — Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund!“ III, 7.);

3. als auch Nathan nach heißem, wenn auch nur kurzem Kampfe mit Überwindung der gerade ihm am nächsten liegenden Vorurteile zur Bethätigung reiner Menschenliebe durchdringt. („Als — Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch' — Und Staub vor Gott gelegen und geweint. — Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet, — Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht, — Der Christenheit den unversöhnlichsten — Haß zugeschworen — — Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder. — Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott! — Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan! — Komm! übe, was du längst begriffen hast, — Was sicherlich zu üben schwerer nicht — Als zu begreifen ist, wenn du nur willst. — Steh auf! — Ich stand und rief zu Gott: Ich will! — Willst du nur, daß ich will!“ IV 7.)

Schluß. In ihm jedoch verwirklicht sich wegen der Unerschütterlichkeit, mit der er den einmal gewonnenen Standpunkt vertritt, die Idee des Dramas am vollständigsten und reinsten, während die andern Vertreter der Religion der Nächstenliebe ihm gewissermaßen nur zur Folie dienen.

9.

Die Vertreter des Christentums in Lessings Drama „Nathan der Weise" nach ihrer Stellung zu ihrem religiösen Bekenntnis.

Einleitung. Das christliche Gepräge des Dramas offenbart sich schon in der Stellung der vier Vertreter des Christentums zu der Idee der Dichtung, da damit zugleich ihr Verhältnis zu ihrem christlichen Bekenntnis gegeben ist.

Ausführung. Wie gruppieren sich jene Vertreter nach diesen beiden Beziehungen?

I. Die Träger der positiven Seite der Idee unter den Christen.

1. Der Klosterbruder. Obgleich er nur eine vermittelnde Stellung einnimmt, muß er zuerst genannt werden, weil
   a) er in frommer Einfalt und Demut sich am meisten im Geiste des Stifters der christlichen Religion als wahrer Christ erweist (I, 5 u. IV, 1.);
   b) er durch seine liebevolle Gesinnung gegenüber dem hilflosen Kinde den schärfsten Gegensatz zu dem Patriarchen bildet, ganz nach Lessings Idee eine richtige Einsicht in den sittlichen Kern aller Religion offenbart und damit Duldsamkeit gegen die Bekenner anderer Religionen verbindet. („— Und Kinder brauchen Liebe — In solchen Jahren mehr als Christentum. — Zum Christentum hat's noch immer Zeit. — Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm — Vor Euern Augen aufgewachsen ist, — So blieb's vor Gottes Augen, was es war. — Und ist denn nicht das ganze Christentum — Aufs Judentum gebaut? Es hat mich oft — Geärgert, hat mir Thränen g'nug gekostet, — Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten, — Daß unser Herr ja selbst ein Jude war." IV, 7.)
2. Der Tempelherr. Er kann hier erst die zweite Stelle einnehmen, obgleich er sonst zu den Hauptpersonen des Dramas gehört und deshalb wegen seines tieferen Eingreifens in dessen Handlung als der Hauptvertreter des Christentums angesehen wird.
   a) Er fühlt sich als Christ und bethätigt seine christliche Gesinnung in der Rettung Rechas aus den Flammen. (I, 1.)

b) Er ist jedoch nicht frei von Stolz auf sein Christentum („Wie? wenn ich dieses Volk [das jüdische] nun zwar nicht haßte, — Doch wegen seines Stolzes zu verachten — Mich nicht entbrechen könnte? seines Stolzes, — Den es auf Christ und Muselmann vererbte, — Nur sein Gott sei der rechte Gott!“ II, 5.);

c) dennoch erhebt er sich allmählich zu der Erkenntnis der Wahrheit der Lehre von der Menschenliebe und der Duldsamkeit gegen Andersgläubige. (II, 5 Ende und II, 7.)

II. Die Träger der negativen Seite der Idee unter den Christen.

1. Daja. Sie darf nicht mehr zu der ersten Gruppe gezählt werden, obgleich ihr Glaube aufrichtig und frei von Heuchelei ist; denn ihr reines Christentum ist getrübt

a) durch ihren Wunderglauben, den sie auch der Recha einzuflößen sucht (I, 1 u. 2.),

b) durch ihre Unduldsamkeit gegen das Judentum („Meint Ihr etwa, — Ich fühle meinen Wert als Christin nicht? — Auch mir ward's vor der Wiege nicht gesungen, — Daß ich nur darum meinem Eh'gemahl — Nach Palästina folgen würd', um da — Ein Judenmädchen zu erziehen.“ I, 6.),

c) durch ihre Befangenheit in den Schranken ihres positiven Glaubens und ihre Bekehrungssucht. („Ach! die arme Frau — ich sag' dir's ja — Ist eine Christin, — muß aus Liebe quälen, — Ist eine von den Schwärmerinnen, die — Den allgemeinen, einzig wahren Weg — Nach Gott zu wissen wähnen.“ V, 6.)

2. Der Patriarch. Er steht trotz seiner hohen geistlichen Würde innerlich ganz außerhalb des christlichen Bekenntnisses, indem

a) er sein Amt nach dem jesuitischen Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel, in selbstsüchtiger Weise mißbraucht (I, 5) und

b) sich in bewußter Heuchelei sein Haß gegen die Andersgläubigen zu blutiger Verfolgungswut steigert. („Thut nichts, der Jude wird verbrannt.“ IV, 2.)

Schluß. Der Patriarch, der in seinem bis zur Blutgier gesteigerten Fanatismus uneingedenk des christlichen Gebots der Menschen-

liebe ist, erscheint somit in der Reihe der Vertreter des Christentums in Lessings „Nathan“ als der auf der äußersten Grenze stehende Träger der Idee des Dramas von ihrer negativen Seite, sodaß er einen schroffen Gegensatz zu dem Klosterbruder bildet, von dem wir ausgegangen sind.

10.

Wie erklären wir uns des Tempelherrn Abneigung gegen Nathan, und wie vollzieht sich die Annäherung beider?

Einleitung. Der Tempelherr, der Retter Rechas, erscheint uns nach seiner Unterredung mit dem Klosterbruder als ein Mann, der nur durch feste, ehrenhafte Grundsätze geleitet, nicht einwilligt, auf die Forderungen des Patriarchen einzugehen und ein Spion und Verräter an seinem Wohlthäter zu werden. Daher fällt uns die Abneigung auf, die er gegen Nathan hegt.

Ausführung. Wie erklären wir uns diese, und wie vollzieht sich die Annäherung zwischen beiden?

I. Des Tempelherrn Abneigung gegen Nathan. Sie offenbart sich darin,

1. daß er nach der Rettung Rechas das Haus Nathans meidet und sich dem Danke entzieht, den jene ihm bezeugen möchte („— Er war zu unsrer Bitte taub, — Und goß bittern Spott auf mich [Daja] besonders.“ I, 1.);
2. daß er dem Vater Rechas mit Verachtung begegnet („Der reiche Jude war — Mir nie der beßre Jude.“ II, 5. — „Jud' ist Jude“, sagt er schon I, 6 zu Daja);
3. daß er den Dank des Vaters wie den der Tochter ablehnt; seine That, sagt er, sei eine Kleinigkeit, bei der er sich nichts gedacht habe,
   a) er habe gar nicht gewußt, daß dieses Mädchen Nathans Tochter (d. h. eine Jüdin) sei;
   b) sein Pflichtgefühl habe ihn vielmehr unwillkürlich zu ihrer Rettung veranlaßt. („Es ist der Tempelherren Pflicht, dem ersten, — Dem besten beizuspringen, dessen Not — Sie sehn. Mein Leben war mir ohnedem — In diesem Augenblicke lästig. Gern, — Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit, — Es für ein andres Leben in die Schanze —

Zu schlagen: für ein andres, — wenn's auch nur — Das Leben einer Jüdin wäre." II, 5.)

II. Erklärung der Abneigung des Tempelherrn gegen Nathan und das Judentum.

1. Er verachtet das jüdische Volk wegen des Wahnes, den es hegt, das erwählte Volk Gottes zu sein, das mit Stolz auf alle anderen Nationen herabsehen dürfe. („Doch kennt Ihr auch das Volk, — Das diese Menschenmäkelei zuerst — Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk — Zuerst das auserwählte Volk sich nannte? — Wie? wenn ich dieses Volk nun zwar nicht haßte, — Doch wegen seines Stolzes zu verachten — Mich nicht entbrechen könnte? seines Stolzes, — Den es auf Christ und Muselmann vererbte, — Nur sein Gott sei der rechte Gott!" II, 5.) Damit hat zwar der Judenhaß des Tempelherrn seine Erklärung gefunden; gleichwohl ist nicht zu übersehen, daß der Tempelherr in eben den Fehler verfallen ist, den er dem jüdischen Volke vorgeworfen hat, nämlich den Stolz auf die eigene bessere Einsicht.

2. Wir müssen uns ferner den Judenhaß des Tempelherrn durch seine Jugend, sein Temperament und seine einseitigen Lebenserfahrungen erklären, auf Grund deren er in der Verachtung befangen ist, die zu seiner Zeit auch sonst allgemein gegen das Judentum herrschte.

III. Die Annäherung beider.

1. Sie erfolgt zunächst dadurch, daß Nathan in des Tempelherrn Entrüstung über den verderblichen Eigendünkel der verschiedenen Völker und religiösen Gemeinschaften einstimmt, indem er sich zugleich als einen Menschen bekennt, der das allgemeine Menschentum über alles setzt und Volk und Religion nur als nebensächliche Unterschiede bezeichnet. („Sind — Wir unser Volk? Was heißt denn Volk? — Sind Christ und Jude eher Christ und Jude — Als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in Euch — Gefunden hätte, dem es g'nügt ein Mensch — Zu heißen." II, 5.) Dadurch hat er sich sofort die Hochachtung des Tempelherrn erworben, der nun vor Verlangen brennt, auch Recha näher kennen zu lernen.

2. Nachdem die Männer Freunde geworden sind und Nathan noch erklärt hat, daß er sich dem ihm bisher persönlich unbekannten Sultan durch seine Begnadigung des Tempelherrn so sehr verpflichtet fühle, daß er um dieses willen bereit sei, allen Befehlen Saladins nachzukommen, erfolgt eine weitere Annäherung dadurch, daß Nathan in dem Tempelherrn eine Ähnlichkeit mit einem Freunde entdeckt. („Nicht allein — Wolfs Wuchs, Wolfs Gang, auch seine Stimme." II, 7.)

3. Als der Tempelherr dann Recha besucht, lodert in dem lebhaften und feurigen Jünglinge plötzlich eine leidenschaftliche Liebe zu dem Mädchen auf; aus der Verwirrung und Scham, mit der sie bei seinen Blicken die Augen niederschlägt, schließt er irrtümlich (III, 2), daß sie seine Liebe erwidere, und bewirbt sich um sie bei Nathan, indem er ihm seinen sehnsüchtigen Wunsch offenbart, von ihm „Sohn" genannt zu werden; Nathan aber nimmt seine Werbung in weiser Vorsicht kühl auf. (III, 9.)

Schluß. Nathan hat damit recht gethan; denn Recha liebt den Tempelherrn nicht (III, 4), und außerdem stellt es sich heraus, daß beide Geschwister sind.

11.

In welchen Beziehungen stehen der Tempelherr und Recha nach Lessings „Nathan" zu einander?

Einleitung. Der Hauptkonflikt beruht in Lessings Drama „Nathan der Weise" auf den Beziehungen, in welchen der Tempelherr und Recha zu einander stehen.

Ausführung. Wie entwickelt sich die allmähliche Aufklärung ihrer Beziehungen zu einander?

I. Die Rettung Rechas durch den Tempelherrn.

1. Dieser vermeidet in der Folge jede weitere Begegnung mit ihr, weil er seine kühne That nur als seine Pflicht auffaßt, die keines Dankes wert sei („Es ist der Tempelherren Pflicht, dem ersten, — Dem besten beizuspringen, dessen Not — Sie sehn. Mein Leben war mir ohnedem — In diesem Augenblicke lästig. Gern, — Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,

— Es für ein anderes Leben in die Schanze — Zu schlagen: für ein andres, — wenn's auch nur — Das Leben einer Jüdin wäre." II, 5.);

2. Recha dagegen empfindet ein inniges Dankgefühl gegen ihn; sie will wenigstens — „zu den Füßen dieses stolzen Mannes — Nur Gott noch einmal danken, nicht dem Manne"; da dieser sich aber ihrem Danke beharrlich entzieht, faßt sie in ihrer schwärmerischen Erregung ihre Rettung als ein Wunder auf, das ein Engel vollbracht habe. (I, 1 u. 2.)

Übergang. Da tritt Nathan vermittelnd nach beiden Seiten auf, indem er Rechas Wunderglauben widerlegt und den Tempelherrn von seinem Vorurteil gegen das Judentum heilt, sodaß dieser darin willigt, das Haus Nathans zu betreten und Recha wiederzusehen.

II. Das Wiedersehen und seine Folgen.

1. In Rechas Herzen folgt auf den „Sturm" ihrer Gefühle bei seinem Anblick und dem Gespräch mit ihm eine plötzliche Stille. („Er wird — Mir ewig wert, mir ewig werter als — Mein Leben bleiben, wenn auch schon mein Puls — Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt, — Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke, — Geschwinder, stärker schlägt." III, 3.)

2. Der Tempelherr dagegen wird durch Rechas Anmut wie durch die Vorzüge ihres Geistes und Gemütes, die in ihrem Gespräche zu Tage treten, von leidenschaftlicher Liebe zu ihr übermannt („Gutes, holdes Kind! — Wie ist doch meine Seele zwischen Auge — Und Ohr geteilt! — Das war das Mädchen nicht, — Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer — Ich holte. — Denn wer hätte die gekannt — Und aus dem Feuer nicht geholt?" III, 2. — „Sie sehn, — Die ich zu sehn so wenig lüstern war, — Sie sehn, und der Entschluß, sie wieder aus — Den Augen nie zu lassen" — III, 8.), sodaß er bei dem Zusammentreffen mit Nathan auf dessen Frage: „Wie gefällt Euch Recha"? ihm bekennt: „Über allen Ausdruck! — Allein — sie wiedersehn — Das werd' ich nie! — Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn — Versprechen: — Daß ich sie auf immer, immer, — Soll können sehn" (III, 9), während Nathan, dem die Möglichkeit einer nahen Verwandtschaft des Tempel-

herrn mit Recha vorschwebt, es nicht über sich gewinnen kann, auf seine Werbung einzugehen und ihn als Sohn zu begrüßen.

III. Die Aufklärung erfolgt

1. durch Daja, die dem Tempelherrn mitteilt, daß Recha, „ein Christenkind, von Christeneltern geboren, getauft", von Nathan als Jüdin erzogen sei (III, 10);
2. durch das Brevier Wolfs von Filneck, das der Klosterbruder Nathan übergiebt, und durch welches die Vermutungen bestätigt werden, die dieser gehegt hat. (IV, 7.) Beide sind Geschwister; ihr Vater ist Assad, der Bruder Saladins, der sich nach seinem Übertritt zum Christentum Wolf von Filneck nannte, ihre Mutter eine Deutsche, die Schwester Kurts von Stauffen, der den Tempelherrn an Kindesstatt angenommen hat.

Schluß. Es ist dies eine Lösung, die zwar nicht durchweg befriedigend erscheint, auf die wir aber von dem Dichter zur Genüge vorbereitet worden sind. Andererseits ist nicht anzunehmen, daß dem Dichter diese Schwäche seines Dramas entgangen sei. Welcher Grund mag ihn dennoch bestimmt haben, gerade diese Lösung zu wählen?

12.

Inwiefern können der Klosterbruder und der Derwisch miteinander verglichen werden? Nach Lessings Drama „Nathan der Weise".

Einleitung. Der Klosterbruder und der Derwisch sind nur zwei Nebenpersonen in Lessings Drama, die wenig in den Vordergrund treten; dennoch flößen sie uns durch die Eigenschaften, die der Dichter ihnen beilegt, großes Interesse ein.

Ausführung. Wir fühlen uns schon durch ihren Stand aufgefordert, beide miteinander zu vergleichen; denn der Bruder Bonafides ist Laienbruder in einem christlichen Kloster, Al-Hafi ein mohammedanischer Mönch. Inwiefern kann man sie aber auch sonst mit einander vergleichen?

I. Man kann sie vergleichen nach ihrer Bedeutung für das Drama:

1. Für die dramatische Handlung, indem beide eine vermittelnde Stellung einnehmen, da

a) Al-Hafi das Zusammentreffen Nathans mit Saladin vermittelt (I, 3 und II, 9.),

b) der Klosterbruder ebenso die Mittelsperson zwischen dem Tempelherrn und dem Patriarchen spielt. (I, 5.)

2. für die Idee des Dramas, deren positive Seite beide vertreten,

a) indem Al-Hafi seine menschenfreundliche Gesinnung sowohl als Schatzmeister des Sultans, wie als Freund Nathans beweist (I, 3. — II, 3. — II, 9.),

b) indem der Klosterbruder dem Tempelherrn gegenüber sein gesundes, sittliches Gefühl durch seine Bemühung, die Absicht des Patriarchen zu durchkreuzen, zeigt (I, 5), Recha und Nathan gegenüber seine liebevolle Gesinnung und seine Duldsamkeit (IV, 7), sodaß er uns in seiner selbstlosen Demut und frommen Einfalt als das Muster eines wahren Christen, als Anhänger der allgemeinen Menschenreligion erscheint.

II. Man kann sie vergleichen nach ihren Charaktereigenschaften.

1. Beide fliehen den Verkehr mit anderen Menschen und lieben ein beschauliches Leben, weil sie sich vor dem Schmerz bewahren wollen, den ihnen die Lieblosigkeit und die Thorheit der Menschheit bereitet.

a) Al-Hafi will sich an die Ufer des Ganges zurückziehen. (II, 9.)

b) Der Klosterbruder war vor kurzem Eremit zu Quarantana bei Jericho gewesen und war infolge eines Überfalls von arabischem Raubgesindel zum Patriarchen nach Jerusalem geflohen, um sich „ein ander Plätzchen auszubitten, — allwo er seinem Gott in Einsamkeit — Bis an sein seliges Ende dienen könne.“ (IV, 7.) Der Patriarch hat ihm eine Siedelei auf Tabor versprochen, wo er sich nun sobald als möglich niederlassen möchte. Dazu bestimmt ihn besonders der Umstand, daß „der Patriarch ihn zu allerlei braucht, wovor er großen Ekel hat.“ (IV, 7.)

2. Beide verstehen es nicht, sich anderen Menschen gegenüber schlau zu benehmen.

a) Al-Hafi beweist das, als er es versucht, Nathan, seinen

älteren wahren Freund, vor einer Ausbeutung durch Saladin zu bewahren (II, 2.); der Grund dafür liegt wohl darin, daß er es nicht über sich gewinnen kann, die bare Unwahrheit zu sagen.

b) Der Klosterbruder benimmt sich ebenso wenig schlau dem Tempelherrn gegenüber, zu dem ihn der Patriarch geschickt hat, indem er ihm geradezu gesteht: „Ich soll — Mich nur nach Euch erkunden, auf den Zahn — Euch fühlen.“ (I, 5.) Ähnlich benimmt er sich bei dem zweiten Auftrage des Patriarchen an den Tempelherrn. (IV, 1.) Er thut dies aber mit Bewußtsein und Absicht, weil sein sittliches Gefühl durch die Zumutungen verletzt ist, die der Patriarch an ihn stellt. („Warum trägt er [der Patriarch] mir — Auch lauter solche Sachen auf? — Ich mag — Nicht fein sein, mag nicht überreden, mag — Mein Näschen nicht in alles stecken, mag — Mein Händchen nicht in allem haben.“ IV, 1.) Daß der Tempelherr sich nicht zum Spion hergeben mag, „will er dem Herrn nicht eben sehr verübeln“ u. s. w. (I, 5.)

3. Beide sind eben nicht geistig beschränkt.

a) Der Klosterbruder handelt so nicht aus Dummheit oder Ungeschicklichkeit, wie es dem Tempelherrn zuerst scheint, sondern mit dem bestimmten Bewußtsein, die Absichten des Patriarchen dem Tempelherrn, wie später Nathan gegenüber zu vereiteln.

b) Al-Hafi besitzt sogar einen scharfen Verstand und heiteren Witz, den er in seinem Gespräche mit Nathan (I, 3) bekundet, namentlich in der Erörterung, welche Gründe ihn zur Annahme des Schatzmeisteramtes bestimmt haben. („Ei was! — Es wär' nicht Geckerei, — Bei Hunderttausenden die Menschen drücken, — Ausmergeln, plündern, martern, würgen und — Ein Menschenfreund an einzel'n scheinen wollen? — Es wär' nicht Geckerei, des Höchsten Milde, — Die sonder Auswahl über Bös' und Gute — Und Flur und Wüstenei, in Sonnenschein — Und Regen sich verbreitet — nachzuäffen — Und nicht des Höchsten

immer volle Hand — Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerei?")

Schluß. Beide dienen uns zum Beweise, daß die Liebe sich nicht in der Weltflucht, sondern nur in dem Verkehr mit den Menschen bewähren soll. Nur hier kann sie in der Selbstverleugnung und der Überwindung der Lieblosigkeit ihre höchste Kraft und Reinheit erlangen.

13.

Woraus erkennen wir, daß die Annahme, Recha liebe den Tempelherrn, ein Irrtum ist?

Einleitung. Aus der Ungeduld Rechas, den Tempelherrn wiederzusehen, könnte man schließen, daß sie für ihren Retter Liebe empfinde.

Ausführung. Liebt Recha den Tempelherrn?

I. Die Annahme, daß Recha den Tempelherrn liebe, finden wir:

1. Bei Daja. Dies geht hervor
   a) schon aus ihrem Wunsche, Recha in Europa in Händen zu wissen, welche ihrer würdig sind (III, 1.),
   b) aus ihren Worten: „— Bald nun könnt — Ihr ihm die Unruh' all vergelten, die — Er Euch gemacht hat." (III, 3.)
2. Bei Nathan, der von ihr verlangt: „Versprich mir: wenn dein Herz vernehmlicher — Sich einst erklärt, mir seiner Wünsche keinen — Zu bergen." (II, 4.)

II. Die Widerlegung dieser Annahme. Sie wird widerlegt:

1. Durch die Erklärung Rechas Nathan gegenüber, daß schon die Möglichkeit, ihm ihr Herz lieber zu verhüllen, sie zittern mache, wodurch sie dem seelenkundigen Manne die Gewißheit giebt, daß nicht jungfräuliche Liebe, sondern nur Dankbarkeit ihr Gemüt bewege. (II, 4.)
2. Durch Rechas Verhalten gegen den Tempelherrn,
   a) indem sie zuerst in Verwirrung über seinen Blick, den sie in ihrer mädchenhaften Unschuld nicht versteht, die Augen niederschlägt, dann aber sein ihr unerklärliches Verhalten ihr ein Lächeln entlockt, das sie in natürlichem Anstandsgefühl zu unterdrücken sucht;
   b) indem, als der Tempelherr darin ihre Liebe zu ihm zu erkennen glaubt und diese Wahrnehmung durch Wiederholung von

Nathans Worten „Kennt sie nur erst" bekräftigt, sie durch ihre Frage: „Wer hat von wem Euch das gesagt?" ihre Unbefangenheit verrät, sodaß der Ritter unter dem Vorgeben, Nathan warte auf ihn, sich schleunigst entfernt. (III, 2.)

3. Durch den Eindruck, den die Begegnung mit dem Tempelherrn bei Recha hinterläßt, indem in ihr Herz „nach einem solchen Sturm plötzlich Stille" einkehrt. („Er wird — Mir ewig wert, mir ewig werter als — Mein Leben bleiben, wenn auch schon mein Puls — Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt, — Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke, — Geschwinder, stärker schlägt." III, 3.)

Schluß. Der Dichter hat uns also absichtlich Recha als eine Jungfrau dargestellt, deren Herz frei von Liebe zu ihrem Retter geblieben ist. Er hat ihr bei seiner Kenntnis des weiblichen Herzens die Enttäuschung ersparen wollen, die ihr sonst die Aufklärung über ihr verwandtschaftliches Verhältnis zu dem Ritter bereitet hätte, während er diesem bei seinem männlichen Sinne die Überwindung eines solchen Schmerzes wohl eher zumuten zu können glaubte.

14.

Charakteristik Nathans.

Einleitung. Am vollständigsten und reinsten ist der Grundgedanke des Lessingschen Dramas in Nathan verwirklicht; der Dichter hat seinen Charakter mit besonderer Liebe ausgeführt und ihn als einen Mann geschildert, dessen reine Menschenliebe sich in seinem ganzen Leben bewährt, obgleich unter allen Personen des Dramas gerade für ihn die in seiner Religion liegenden Hindernisse am größten sind.

Ausführung. Charakteristik Nathans.

I. Seine sittliche Bedeutung offenbart sich:

1. In seiner religiösen Stellung,

a) seiner Gläubigkeit; er glaubt an Gott („Und doch ist Gott!"), an eine göttliche Vorsehung, durch welche das Menschengeschlecht zum Guten erzogen wird, indem Gott sich dabei des menschlichen Offenbarungsglaubens als eines Mittels bedient, um jenes auf die volle Wahrheit vorzubereiten. (Recha sagt zu ihm: „Habt Ihr, — Ihr selbst die Möglichkeit, — — Daß Gott zum Besten derer, die

ihn lieben, — Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?" (I, 2.);

b) seiner Gottergebenheit, die er sich bei den schwersten Schickungen, die ihn betreffen, bewahrt, selbst bei dem Verluste seiner Gattin und seiner Kinder. („Doch war auch Gottes Ratschluß das!" IV, 7.)

2. In seiner Stellung zu seinen Nebenmenschen, welche bei ihm, dem Juden, auf dem christlichen Sittengesetze, dem Gebote der allgemeinen Menschenliebe, beruht; dies bethätigt er

a) in seiner Freigebigkeit (I, 1), seiner Hilfsbereitschaft Saladin gegenüber (III, 7.),

b) in seiner Herzensgüte und Milde, mit der er das Verhalten des Tempelherrn auf die für diesen günstigste Weise auslegt („Der Biedermann hat nur mein Haus — In meinem Absein nicht betreten wollen." I, 4.), seiner innigen Liebe zu Recha (I, 1 u. II, 4.),

c) in seiner Dankbarkeit, die er dem Tempelherrn durch seine Bereitwilligkeit beweist, alle Wünsche seines Wohlthäters, des Sultans, zu erfüllen („Dies [die Schonung des Tempelherrn durch den Sultan] hat alles zwischen uns verändert, hat — Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das — Mich seinem Dienst auf ewig fesselt. Kaum, — Und kaum kann ich es nun erwarten, was — Er mir zuerst befehlen wird: Ich bin – Bereit zu allem, bin bereit, ihm zu — Gestehn, daß ich es Euretwegen bin." II, 7.),

d) in der auf Gottergebenheit begründeten Selbstverleugnung, die er bei der Aufnahme Rechas in sein Haus übt und worin er die höchste Kraft seines sittlichen Willens beweist („— Ich nahm das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es, warf — Mich auf die Kniee und schluchzte: Gott! auf sieben — Doch nun schon eines wieder!" IV, 7.) und seiner Demut, mit der er dem Stolze des Tempelherrn begegnet. („Ich möcht' ihn küssen gleich — Den Flecken." II, 5.)

II. Seine geistige Bedeutung zeigt sich:

1. In seiner Überredungs- und Erziehungskunst, die er ausübt

a) auf Recha, indem er bei ihrer augenblicklichen Überreizung mit liebevoller Schonung ihr zuerst den Namen „Engel" gelten läßt, dann aber einwendet, auch ein Mensch, der ihr das Leben gerettet habe, müßte und würde für sie ein Engel sein, um sie endlich, von der Möglichkeit des menschlichen Daseins ihres Erretters ausgehend, von ihrem Irrtum zu befreien (I, 2.); hierdurch ist angedeutet, daß Nathan bei der Entwicklung von Rechas religiösen Begriffen überhaupt stufenweise vorgegangen ist, sodaß sie sich schließlich als würdige Schülerin Nathans erweist und den Wert der sittlich guten That, welche auf Gottergebenheit beruht, über den Glauben an Gott setzt („Doch so viel tröstender — War mir die Lehre, daß Ergebenheit — In Gott von unserm Wähnen über Gott — So ganz und garnicht abhängt." III, 2.);

b) bei dem Tempelherrn, den er ebenso von seinen Irrtümern befreit, indem er den Punkt herausgreift, in welchem er mit ihm völlig übereinstimmt (II, 5) oder ihn auf das Verkehrte seiner Handlungsweise schlechtweg hinweist, um ihn so zu überzeugen und zu bessern. (V, 5.)

2. In seiner Menschenkenntnis, die ihn abhält, den einzelnen Menschen nach seiner Nation oder der Kirche zu beurteilen, der er angehört („Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß, — Daß alle Länder gute Menschen tragen." II, 5.), und in seiner Erfahrung, die dem seelenkundigen Manne die Gewißheit giebt, daß nur Dankbarkeit, nicht Liebe Rechas Gemüt bewege. (II. 4.)

3. In seiner Klugheit und Weisheit, die er beweist in dem Bedenken, dem ohne Überlegung freigebigen Sultan Geld zu leihen, und in dem Verzicht auf die Aussicht, als Schatzmeister des Sultans seinen Reichtum in großem Maßstabe zu vermehren (I, 3.), und in seiner Besonnenheit und Ruhe, mit der er die Nachricht aufnimmt, der Sultan habe nach ihm geschickt und verlange ihn zu sprechen (II, 6 Ende.), die ihn auch bei der Begegnung mit Saladin nicht im Stiche läßt (III, 7) und die bei des Tempelherrn Werbung einen auffallenden Gegensatz zu dem jugendlichen Ungestüm des Ritters bildet. (III, 9 u. V, 5.)

III. Seine sonstigen Eigenschaften und Lebensgewohnheiten.

1. Sein Humor und Witz, womit das Gespräch mit dem Derwisch (I, 3) gewürzt ist, das trotz des scherzhaften Tones doch einen tiefen Ernst zum Hintergrunde hat, indem Nathan Al-Hafi nötigt zu gestehen, daß er ein für einen rechten Derwisch nicht passendes Amt habe übernehmen müssen und ihm darauf erwidert: „Kein Mensch muß müssen", wobei der Doppelsinn des Müssen, als inneren Sollens und äußeren Zwanges, den Gegenstand des Streites bildet.

2. Seine einfache Lebensweise, bei der ein Koch sein Handwerk verlernen müßte. (I, 3.)

Schluß. Manche meinen, dem Dichter habe bei der Figur Nathans sein Freund Moses Mendelssohn als Vorbild gedient; richtiger ist die Annahme, daß er sich darin selbst gezeichnet hat. Strauß bemerkt dazu: „Nathan ist von Hause aus eine ideale Figur, die Verkörperung einer Idee. Diese Idee ist keine andere, als die des religiösen Standpunkts, auf welchem Lessing stand, die Idee der Humanität, der allem Dogmenwesen entwachsenen, in Liebe thätigen Vernunftreligion."

15.

Charakteristik Rechas.

Einleitung. Recha, die Tochter Assads, ist ganz von Nathan erzogen worden und unter seiner Obhut zu einer herrlichen Jungfrau herangewachsen, von der der Tempelherr sagt: „Gutes holdes Kind! — Wie ist doch meine Seele zwischen Auge — Und Ohr geteilt! — Das war das Mädchen nicht, — Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer — Ich holte; denn wer hätte die gekannt — Und aus dem Feuer nicht geholt? Wer hätte — Auf mich gewartet?"

Ausführung. Charakteristik Rechas.

I. Rechas Gemüts- und Herzenseigenschaften. Es fällt uns an ihr auf:

1. Die leichte Erregbarkeit ihrer Phantasie, in der sie

a) in Hellseherei verfällt, die Ankunft des Vaters vorauszusehen, die Stimme des Abwesenden zu hören glaubt. („— Horch, horch! — Da kommen die Kamele meines Vaters! — Horch! seine sanfte Stimme selbst." I, 1),

b) in Schwärmerei, die sie fortreißt, ihre Rettung aus den

Flammen einem Engel zuzuschreiben. („Gott winkte meinem Engel, daß er sichtbar mich — Durchs Feuer trug.“ I, 2.)

2. Ihre innige Liebe zu Nathan, den sie nicht mehr in ihrer Nähe missen will („ — Ah, — Mein Vater, laßt Eure Recha doch — Nie wiederum allein!“ I, 3.), dem sie jede Regung ihres Herzens offenbart („Schon die Möglichkeit, mein Herz — Euch zu verhüllen, macht mich zittern. II, 4.) und dessen möglichen Verlust sie nicht ertragen zu können glaubt. („Diesen Vater soll — Soll ich verlieren!“ V, 6.)

3. Ihre Herzensreinheit, die sich in der Verwirrung äußert, in der sie ihre Augen bei des Templers bewundernden Blicken niederschlägt (Er sagt: „ — So muß — Ich doch Euch wieder in die Augen sehn — Was? Nun schlagt Ihr sie nieder?“ III, 2.), da ihr das Gefühl der Geschlechtsliebe überhaupt noch unbekannt ist.

4. Die Dankbarkeit, die sie gegen ihren Erretter empfindet, ohne ihn, wie er irrtümlich aus ihrer Befangenheit (III, 2) schließt, auch zu lieben. („ — Ich will — Ja zu den Füßen dieses stolzen Mannes — Nur Gott noch einmal danken, nicht dem Manne.“ III, 2. — Vergl. III, 4.)

II. Rechas geistige Bedeutung und Bildungsfähigkeit, welch letztere sie dadurch erwiesen hat, daß sie eine würdige Schülerin Nathans geworden ist.

1. Sie verdankt ihm ihre schätzenswerten Kenntnisse („Was Du nicht alles weißt“, sagt Sittah zu ihr), und hat sie aus seinem eigenen Munde empfangen, nicht aus Büchern; denn sie kann kaum lesen. (V, 5.)

2. Von ihm stammt auch ihr mildes Urteil über andere Menschen, z. B. über Daja. (V, 6.)

3. Gleich ihm setzt sie den Wert der sittlich guten That, welche auf Ergebenheit in Gott beruht, über den Glauben an Gott. („ — Doch so viel tröstender — War mir die Lehre, daß Ergebenheit — In Gott von unserm Wähnen über Gott — So ganz und gar nicht abhängt.“ III, 1. — Vergl. V, 6.)

Schluß. Überall erkennen wir bei Recha den Einfluß Nathans, wenn sie auch bei ihrer Jugend, ihrer zarten Weiblichkeit und ihrem

Mangel an Erfahrung nicht die tiefe Einsicht und Gemütsruhe hat gewinnen können, die jenen auszeichnet. Dem Dichter soll bei dieser weiblichen Figur Malchen König, seine hübsche Stieftochter, als Vorbild vorgeschwebt haben, zu der er in einem ähnlichen Verhältnisse stand, wie Nathan zu Recha.

16.

Charakteristik des Tempelherrn.

Einleitung. Der Tempelherr ist in Lessings Drama „Nathan der Weise" der einzige unfertige Charakter, dessen Entwicklung uns von dem Dichter vorgeführt wird.

Ausführung. Charakteristik des Tempelherrn.

I. Seine natürliche Neigung zum Guten. („Bei Gott! — Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl, — Den guten trotz'gen Blick! den drallen Gang! — Die Schale kann nur bitter sein; der Kern — Ist's sicher nicht." Nathan II, 5.) Der gesunde Kern in des Tempelherrn Natur offenbart sich:

1. In seinem Heldenmut und seiner Aufopferungsfähigkeit, die er bei der Rettung Rechas beweist. („ — Ohn' alle — Des Hauses Kundschaft, nur von seinem Ohr — Geleitet, drang mit vorgespreiztem Mantel — Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach, — Die uns um Hilfe rief. Schon hielten wir — Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme — Mit eins er vor uns stand, im starken Arm — Empor sie tragend." I, 1.)
2. In seiner Ehrenhaftigkeit, welche wir erkennen, als er die Zumutungen mit Entrüstung zurückweist, die ihm der Patriarch durch den Klosterbruder macht. (I, 5.)
3. In seiner Dankbarkeit und seinem ritterlichen Stolz Saladin gegenüber. (IV, 4.)
4. In seiner Neigung zu der Religion des reinen Menschentums, zu der er durch Nachdenken gelangt ist, nachdem er innerlich die Schranken des positiven Glaubens durchbrochen hat. („ — Ihr stutzt, — Daß ich, ein Christ, ein Tempelherr, so rede?" II, 5.)

II. Charakterzüge, welche sich durch seine Erlebnisse während der Kreuzzüge, seine einseitigen Lebenserfahrungen als Tempelherr, seine frühe Verwaisung, seine Jugend und sein Temperament erklären.

1. Die im Widerspruch mit seiner Grundansicht stehende Verachtung der Juden und sein Widerwille gegen Nathan und Recha als Angehörige des jüdischen Volkes. (I, 1 und II, 5.)
2. Seine Leidenschaftlichkeit und Barschheit, die er dem Klosterbruder (I, 5), Daja („Weib, — Hört Ihr denn gar nicht auf, mich zu verfolgen? — Ja, ja, verfolgen — Ich will nun einmal — Euch nicht weiter sehn, — Nicht hören" u. s. w. I, 6.), wie Nathan gegenüber (II, 5 u. a. a. St.) zeigt.
3. Seine geringe Menschenkenntnis, Weltverachtung und Schwermut. (Klosterbruder: „Er [der Patriarch] schließt daraus, — Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch — Müßt' aufbehalten haben." — Tempelherr: „Ja, zu großen! — Ein Judenmädchen aus dem Feuer zu retten, — Auf Sinai neugier'ge Pilger zu — Geleiten, und dergleichen mehr." I, 5. — Tempelherr: „Der reich're Jude war — Mir nie der beß're Jude." — Nathan: „Dürft Ihr denn — Darum — nicht seinen Reichtum nützen?" — Tempelherr: „Nun gut, das will ich auch nicht verreden, — Um meines Mantels willen nicht. II, 5.)
4. Seine Genügsamkeit. („Ich habe Fleisch wohl lange nicht gegessen; — Allein, was thut's? Die Datteln sind ja reif." I, 5.)

III. Sein Wankelmut („Ich bin ein junger Laffe, — Der immer nur an beiden Enden schwärmt, — Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut." V, 5.) und seine leichte Bestimmbarkeit. Diese Eigenschaften offenbaren sich:

1. In seiner Umstimmung durch Nathan, die in ihm einen Läuterungsprozeß hervorruft, indem er erkennt, daß sein Vorurteil gegen die Juden trotz seines edlen Ursprungs nichts Anderes sei als Stolz auf die eigene bessere Einsicht, sodaß er (II, 5)
   a) Nathans Freund zu werden wünscht,
   b) vor Verlangen brennt, Recha kennen zu lernen, und bei der Begegnung, die dann stattfindet, in leidenschaftlicher Liebe zu ihr entbrennt. (III, 2.)
2. In dem abermaligen Umschlag seiner Stimmung, der in-

folge der kühlen Aufnahme seiner Werbung durch Nathan (III, 9) und der Mitteilung Dajas über Rechas Herkunft hervorgerufen wird; dieser Umschlag äußert sich:

a) in seinem Mißtrauen gegen Daja („So? Wünsch' Euch Glück! Hat's schwer gehalten? Laßt — Euch nicht die Wehen schrecken! — Fahret ja — Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern, — Wenn Ihr die Erde nicht mehr könnt!" III, 10.),

b) in dem Argwohn, den er wieder gegen Nathan hegt („ — Wie? — Der weise, gute Nathan hätte sich — Erlaubt, die Stimme der Natur so zu — Verfälschen?" III, 10.), sodaß er dadurch veranlaßt wird,

α) sich mit dem Patriarchen zu beraten, dessen Auftreten ihm freilich ein gewisses Bedenken einflößt (IV, 2),

β) die Hilfe Saladins in Anspruch zu nehmen, wobei er sein Mißtrauen gegen Nathan in den Worten äußert: „Ich zürn' — Allein mit mir, daß mir — Geträumt, ein Jude könn' auch wohl ein Jude — Zu sein verlernen, daß mir wachend so — Geträumt." — „Der tolerante Schwätzer ist entdeckt! — Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf — Im philosoph'schen Schafpelz Hunde schon — Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen." (IV, 4.)

3. In der Reue über die Schritte, welche er gegen Nathan gethan hat, deren Verwerflichkeit er einsieht, indem er Nathan um Vergebung bittet und seine Werbung um Recha wiederholt. („Gebt sie mir, sie — Sei Christin oder Jüdin oder keines! — Gleichviel! Gleichviel!" V, 5.)

4. In dem Verdacht, den er dann wieder gegen Nathan hegt, indem er glaubt, daß der Bruder Rechas nur eine Erfindung desselben sei. („ — Er hat — Ihr einen Vater aufgebunden, wird — Er keinen Bruder für sie finden? V, 8.)

5. In der letzten Umstimmung Nathan gegenüber. („ — Ihr nehmt und gebt mir, Nathan, — Mit vollen Händen beides! — Nein, Ihr gebt — Mir mehr, als Ihr mir nehmt, unendlich mehr!" V, 8.)

Schluß. Lessing hat es verstanden, uns Interesse für den Tempel-

herrn einzuflößen und ihn uns trotz seiner Verirrungen lieb und wert zu machen, da überall immer wieder der gute Kern in seiner Natur zum Vorschein kommt.

17.

Charakteristik des Klosterbruders.

Einleitung. Der Klosterbruder, ein früherer Reitknecht im Heere der Kreuzfahrer, hat zuletzt dem Ritter Wolf von Filneck gedient. Nach dessen Tode zog er sich, des Krieges müde, als Eremit nach Quarantana bei Jericho zurück. Nachdem seine Siedelei durch Araber zerstört worden war, lebte er als Laienbruder im Kloster zu Jerusalem und wurde außerdem von dem Patriarchen zu verschiedenen Dienstleistungen verwandt.

Ausführung. Charakteristik des Klosterbruders.

I. Sein geistiger Gesichtskreis.

1. Nicht geistige Beschränktheit, nicht Schwäche des Verstandes bestimmen ihn dazu, die Absichten des Patriarchen an den Tempelherrn zu verraten, sondern der bestimmte Wille, jene, soweit er vermag, zu vereiteln.
2. Er besitzt Scharfsinn genug, um die ganze Schlechtigkeit des hohen Geistlichen zu durchschauen.
3. Trotz seiner geringen Bildung und seiner mangelhaften religiösen Kenntnisse kennt er das Grundgebot Christi und weiß, daß Liebe zu Gott und den Menschen den Kern der christlichen Religion ausmache; darum beurteilt er auch Nathans Handlungsweise gegen Recha richtig. (IV, 7.)
4. Im allgemeinen wünscht er allen Welthändeln fernzubleiben; er mag sein Näschen nicht in alles stecken; darum ist er aus der Welt geschieden. (IV, 1.)

II. Sein gesundes sittliches Gefühl ist sein Leitstern.

1. Er dankt daher dem Templer für das, was er ihm gern geben wollte, wenn er es hätte; „denn der Wille und nicht die Gabe macht den Geber."
2. Daß der Ritter sich nicht zum Spion hergeben mag, „will er dem Herrn nicht sehr verübeln" (I, 5.); auch bestätigt er die Behauptung jenes, daß Gott und der Orden ihm kein Bubenstück gebieten, und giebt seiner Entrüstung über die Zumutung an

den Tempelherrn, dem Sultan, dem er das Leben schulde, das seine zu rauben, durch ein „Pfui!" Ausdruck.

3. Er hält es deshalb für seine Pflicht, sich wegen der Ausrichtung des Auftrages zu entschuldigen („Wir Klosterleute — Sind schuldig, unsern Obern zu gehorchen.") und freut sich über das Mißlingen des schurkischen Planes. („Ich geh' vergnügter, als ich kam." Vergl. IV, 1.)

4. So spricht er auch Nathan gegenüber seine Entrüstung aus über die Aufträge des Patriarchen, vor denen er „großen Ekel" habe, und warnt jenen vor des Kirchenfürsten Verfolgungssucht, indem er ihn offen von der Lage der Dinge in Kenntnis setzt. (IV, 7.)

Schluß. So bildet der Klosterbruder durch seine liebevolle Gesinnung, die sich besonders auch dem hilflosen Kinde gegenüber offenbart, einen Gegensatz zu dem Patriarchen, der es lieber schmählich umkommen, als durch einen Juden gerettet sehen möchte. Während der Priester in seinen Handlungen das christliche Sittengesetz verleugnet, ist der Klosterbruder in seiner Demut, Berufstreue und frommen Einfalt ein wahrer Christ und dadurch einer der Träger der Idee des Dramas nach ihrer positiven Seite.

18.

Charakteristik des Patriarchen.

Einleitung. In dem Patriarchen ist das Urbild des verdammungs- und verfolgungssüchtigen Pfaffentums geschildert. Wir können uns deshalb nicht wundern, daß man bei der Veröffentlichung des Dramas darin den Gegner Lessings, den Hauptpastor Goeze zu erkennen glaubte, dem es ja auch mit der Verfolgung Andersgläubiger bitterer Ernst war.

Ausführung. Charakteristik des Patriarchen.

I. Seine weltliche Gesinnung. Sie zeigt sich:

1. In seiner Selbstsucht, zu deren Befriedigung er seine kirchliche Stellung und seinen religiösen Glauben zu mißbrauchen versucht, indem er zur Rettung und Hebung seiner Macht
   a) den König Philipp durch den Tempelherrn über die Stärke und Schwäche Saladins aufklären möchte,
   b) den Sultan durch den Tempelherrn womöglich beiseite

zu schaffen wünscht, welche Schurkerei nach seiner Ansicht nur ein Bubenstück vor Menschen, nicht auch vor Gott sei.

2. In der Bekanntschaft mit den Welthändeln. („Er weiß ganz genau, — Ganz zuverlässig, wie und wo, wie stark, — Von welcher Seite Saladin, im Fall — Es völlig wieder los geht, seinen Feldzug — Eröffnen wird." I, 5.)
3. In seinem pomphaften Auftreten, seinem Aussehen, seiner Beleibtheit und weinroten Gesichtsfarbe. (IV, 2).
4. In seiner gesuchten Freundlichkeit, die darauf hinweist, daß er heitere Gesellschaft mehr liebt, als ernste Beschäftigung mit Problemen; diese ist ihm „ein Spiel des Witzes", dem sich hinzugeben, „sich nicht der Mühe lohnt." (IV, 2.)
5. In der Wertschätzung der Gunst des Sultans, auf dessen Schutz er vermöge der Kapitulation hofft und dem er den Unglauben von seiner staatsgefährlichen Seite darstellen will, sowie in der kriechenden Bitte, der Tempelherr möge seiner beim Sultan „im besten eingedenk sein."

II. Sein religiöser Fanatismus,

1. der sich in dem geistlichen Hochmut offenbart, indem er sich an die Stelle der Engel Gottes setzt;
2. der ihn zu der Heuchelei fortreißt, die er sowohl bei den Zumutungen von Verrat und Mord an den Tempelherrn beweist (I,5) als auch in seinem Gespräche mit jenem, wo wir aus seinem eigenen Munde den jesuitischen Grundsatz vernehmen, der Zweck heilige die Mittel. („Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. — Was ich zu viel thu', thu ich ihm." IV,2.),
3. sogar bis zur blutigen Verfolgung aller Menschen, welche einen anderen Glauben haben oder gar das Verbrechen begehen, der christlichen Kirche ein Glied zu entreißen. („Thut nichts, der Jude wird verbrannt.")

Schluß. Mit diesen letzten Zügen ist das Charakterbild des Patriarchen vervollständigt, in dem wir nach der Auffassung des Dichters den Träger der äußersten negativen Seite der Idee erblicken.

19.
Charakteristik Saladins.

Einleitung. Saladin war 1171—1193 Sultan von Ägypten und Syrien und bestand im dritten Kreuzzuge ruhmvolle Kämpfe gegen die Kreuzfahrer. Aber, indem er sich von den Vorurteilen seines Volkes zu befreien suchte, strebte er auch danach, ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes zu sein.

Ausführung. Charakteristik Saladins.

I. Seine Humanität. Sie offenbart sich:

1. In seiner Freiheit von Vorurteilen der Religion, der Nation und des Standes; dadurch erklären wir uns
   a) die Hochschätzung, die er für den König Richard hegte (II,1.),
   b) die Wahl Al-Hafis, der nur ein Derwisch war, zum Schatzmeister.
2. In seiner Duldsamkeit gegen Andersgläubige („Ich, habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse." IV,4.), besonders gegen die Christenpilger, denen er nicht nur den festgesetzten Tribut zu erlassen, sondern auch eine Unterstützung für die Heimreise zu gewähren pflegte. („ — Wenn die Christenpilger — Mit leeren Händen nur nicht abziehen dürfen." IV,3.)
3. In seiner Freigebigkeit, die, eine naive Äußerung seiner liebevollen Gesinnung gegen seine Mitmenschen, durch die unterlassene Prüfung der Würdigkeit der Empfänger und die Überschätzung der Mittel ins Gegenteil, in die Beeinträchtigung der Unterthanen im ganzen, umschlug (I,3 u. II,3.), bei jeder Gelegenheit hervortrat (z. B. in den Worten an die weinende Recha: „Komm! ich verspreche, — Sei, was es will!" V,7.) und sogar die Mameluken antrieb, mit ihm in Edelmut zu wetteifern. (V,1.)
4. In der Milde seines Urteils über die Fehler des Bruders (IV,5) und in der Schonung, die er gegen Nathan geübt sehen wollte. („Nathan muß durchaus — Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von — Ihr [Recha] trennen wollte". IV,6.)
5. In seinem Familiensinn, den er beweist
   a) bei der Begnadigung des Tempelherrn wegen seiner Ähnlichkeit mit Assad,

b) in der innigen Liebe zu seiner Schwester, der er durchaus die Mittel gewähren möchte, um sich möglichst viele Annehmlichkeiten und Genüsse zu verschaffen (II,1 u. 2.—IV.3.),

c) in der Besorgnis um den Vater („Ich war auf Libanon bei unserm Vater. — Er unterliegt den Sorgen noch.“ II,1.— Vergl. V,2.),

d) in der bereitwilligen Anerkennung der Kinder seines Bruders. (V,8.)

II. Seine Strenge gegen sich selbst. Sie offenbart sich:

1. In seiner Genügsamkeit, Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung („Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd und einen Gott, — Was brauch' ich mehr?“ II,2.), die er in seiner grundsätzlichen Verachtung des Geldes und in seiner Unabhängigkeit von äußeren Lebensbedürfnissen beweist.

2. In seiner Demut, als er, von der Wahrheit der Worte des Richters überwältigt, ausruft: „Ich Staub? Ich nichts?“ (III,7) und Nathan dann um seine Freundschaft bittet, obgleich er ihm anfangs noch mit dem vollen Bewußtsein seiner fürstlichen Würde gegenüber getreten ist.

Schluß. Die edle Gesinnung Saladins ist ein Geschenk der Natur; sie ist aber in ihm erst durch Nathan zu vollem Bewußtsein erweckt worden. Die Aufnahme, welche Nathans Worte bei ihm finden, liefert zugleich ein glänzendes Zeugnis für seine geistige Bildungsfähigkeit; bezeichnend für seine Denkweise sind die Worte, die er vor seinem Tode an seinen Sohn gerichtet haben soll: „Verehre den höchsten Gott und befolge seine Gebote; das wird dir Heil bringen. Gewinne die Herzen deines Volkes und sorge für sein Wohl; es ist dir von Gott und mir anvertraut!“

20.

Charakteristik Sittahs.

Einleitung. Sittah ist eine freie Schöpfung des Dichters; sie gehört zu den Personen, welche wie der Klosterbruder und Al-Hafi eine vermittelnde Stellung in dem Drama einnehmen.

Ausführung. Charakteristik Sittahs.

I. Sittah stimmt mit ihrem Bruder überein:

1. In der Liebe zu den Ihrigen,

a) zu Saladin, für den sie Hab und Gut opfert (Al-Hafi sagt, sie habe „den ganzen Hof erhalten", des Sultans „Aufwand ganz allein bestritten." II, 2.),

b) zu dem Vater. („— Wenn ich unserm Vater — Seine Sorgen so erleichtern könnte!" II, 2.)

2. In der religiösen Stellung; „denn sie ist wie er erhaben über die Vorurteile des religiösen Glaubens; doch verachtet sie dem Tempelherrn ähnlich die Menschen und Nationen, bei denen sie einen Dünkel auf die eigene bessere Einsicht, religiösen Glaubensstolz, wahrnimmt. („Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen. — Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn — Selbst das, was noch von ihrem Stifter her — Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt, — Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist, — Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat gethan. — Wohl ihnen, daß er so ein guter Mensch — Noch war. Wohl ihnen, daß sie seine Tugend — Auf Treu und Glauben nehmen können! Doch — Was Tugend? Seine Tugend nicht, sein Name — Soll überall verbreitet werden, soll — Die Namen aller guten Menschen schänden, — Verschlingen. Um den Namen, um den Namen — Ist ihnen nur zu thun." II, 1.)

II. Sie übertrifft Saladin an Schärfe des Verstandes. Al-Hafi sagt von ihr: „Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber selbst." (II, 2.) Ihre Klugheit steigert sich sogar zu List und Verschlagenheit.

1. Sie ist es, die den Entschluß faßt und den Plan entwirft, Nathan zu einem Darlehn zu nötigen. („Es reift indes bei mir vielleicht ein Anschlag, — Den ich auf diesen Nathan habe." II, 3.)

2. Sie versteht es auch, alle Bedenken zu beschwichtigen, die Saladin bei seiner edlen und geraden Natur gegen die Ausführung ihres Planes hegt,

a) indem sie auf die Wichtigkeit des Geldes hinweist („Jede Kleinigkeit, zu sehr — Verschmäht, die rächt sich, Bruder!" III, 4.),

b) indem sie Saladin durch die Bemerkung zu beruhigen sucht, die Frage, die er dem Nathan vorlegen solle, sei

nur „eine Falle für den geizigen Juden.“ („Die Schlinge liegt — Ja nur dem geizigen, besorglichen — Furchtsamen Juden, nicht dem guten, nicht — Dem weisen Manne. Dieser ist ja so — Schon unser, ohne Schlinge. Das Vergnügen, — Zu hören, wie ein solcher Mann sich ausred't — — Dies Vergnügen hast — Du obendrein.“ III, 4.)

Übergang. Die Handlungsweise Sittahs ist dadurch zu entschuldigen, daß es die Not des Bruders ist, die sie in der Wahl der Mittel zu ihrer Abhilfe minder wählerisch macht. Wenn Saladin ferner („Ich tanze, wie ich kann. — Und könnt' es freilich lieber schlechter noch — Als besser.“ III, 4.) der Schwester auch überlegen ist an Herzensgüte, so beweisen sich beide doch gleich liebevoll gegen Recha. (V, 6 u. 7.)

III. In minder günstigem Lichte erscheint Sittah dagegen:

1. Durch ihre Neugierde, die sie zeigt,
   a) indem sie bei der Unterredung zwischen Saladin und Nathan im Nebenzimmer horchen möchte (III, 4.),
   b) indem sie verschleiert der Begegnung Saladins und des Tempelherrn beiwohnt. (IV, 3.)
2. Durch die Voreiligkeit, mit der sie Recha zu sich holen läßt. (IV, 6.)

Schluß. Trotz alledem hat der Dichter es verstanden, uns auch für diese Nebenperson zu erwärmen, sodaß wir ihre Figur in seinem dramatischen Gemälde nur ungern missen möchten

21.

Charakteristik Dajas.

22.

Charakteristik Al-Hafis.

23.

Inwiefern bilden Lessings Aussprüche „Kein Mensch muß müssen“ (Nathan I, 3.) und „Ich danke Gott, daß ich muß, das Beste muß“*) keinen Widerspruch?

*) Nachtrag zu Jerusalems philosophischen Aufsätzen. Werke h. v. Lachmann X. S. 6.

24.

Das Kunstmittel des Gegensatzes in Lessings „Nathan".

25.

Worin offenbart sich die Charakterschwäche des Tempelherrn?

26.

Die Ideen der Aufklärung in Lessings „Nathan".

27.

Dem Menschen ist
Ein Mensch noch immer lieber als ein Engel. (I, 1.)

28.

Andächtig schwärmen ist viel leichter, als gut handeln. (I, 2.)

29.

Kein Mensch muß müssen. (I, 3.)

30.

Der Wille und nicht die Gabe macht den Geber. (I, 5.)

31.

Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König! (II, 9.)

32.

Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen eine Rinde wachse. (IV, 4.)

Goethe,

Götz, Egmont, Tasso.

33.

Die geschichtliche Grundlage in Goethes „Götz von Berlichingen".

Einleitung. Goethe hat den Stoff seines Dramas zwar aus Götzens Selbstbiographie geschöpft, sich jedoch dabei vielfache Abweichungen und Freiheiten dichterischer Erfindungen gestattet, so daß es notwendig erscheint, sich den geschichtlichen Kern seiner Darstellung zu vergegenwärtigen.

Ausführung. Das geschichtliche Charakterbild Götzens.

I. Götzens Jugendgeschichte.

1. Abstammung und Geburt. Gottfried oder Götz von Berlichingen ist geboren 1480 zu Jagsthausen, dem Stammschlosse seines Geschlechts im heutigen würtembergischen Jagstkreise am rechten Ufer der Jagst, als Sohn Kilians von Berlichingen und Margaretas von Thüngen.

2. Seine Vorbildung in den ritterlichen Künsten erhielt er durch einen Verwandten, Konrad von Berlichingen. Nach dessen Tode trat er in die Dienste des Markgrafen Friedrich IV. von Brandenburg-Ansbach (1497), unter dem er auch an mehreren Kriegszügen teilnahm.

II. Der Landshuter Erbfolgekrieg, der sich nach dem Tode des Herzogs von Bayern-Landshut (1503) zwischen Albrecht von Bayern-München und Ruprecht von der Pfalz entspann.

1. Beteiligung Götzens daran. An diesem Kriege nahm Götz unter Friedrich von Ansbach teil, als der Kaiser Maximilian das Reich zum Kampfe gegen den mit Frankreich verbündeten Pfalzgrafen aufbot.

2. Der Verlust der rechten Hand. Bei der Belagerung von Landshut (1504) wurde Götz durch einen unglücklichen Schuß der auf bayrischer Seite kämpfenden Nürnberger am rechten Arm verwundet, so daß die zersplitterte Hand, die nur noch an der Haut hing, ihm vom Arme gelöst werden mußte.

3. Götz mit der eisernen Hand. Der Verwundete fand gastfreundliche Aufnahme und sorgfältige Pflege bei Ruprecht

von der Pfalz in Landshut. Hier schmiedete ihm ein Waffenschmied nach seiner eigenen Angabe eine künstliche Hand mit ineinander greifenden Federn, sodaß er imstande war, damit die Zügel zu halten. Nach seiner Genesung verließ Götz Landshut und kehrte nach Jagsthausen zurück.

III. Die Fehden Götzens, die in Beziehung zu Goethes Drama stehen:

1. Die Fehde mit den Kölnern (I, 3.) wegen ihrer Weigerung, ihm eine Schützenschuld zu zahlen (1510).
2. Daraus entwickelte sich die Fehde mit dem Bischof von Bamberg, Georg von Limburg (I, 1.) und mit den Nürnbergern (II, 2.), bei welcher letzteren er 1512 in der Nähe von Forchheim Nürnberger und Augsburger Kaufleute überfiel, die unter dem Geleite Bambergischer Reiter von der Frankfurter Messe kamen. Deshalb wurde er mit Hans von Selbitz in die Acht erklärt.
3. Die Fehde mit dem schwäbischen Bunde (1519), die er vereint mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg führte. Götz verteidigte das ihm anvertraute Schloß Mockmühl (Vergl. III, 18.) gegen die Bündischen und übergab es ihnen endlich gegen die Zusage freien Abzugs. Durch Verrat geriet er aber in die Gewalt der Feinde und wurde 3½ Jahre in Heilbronn (IV, 1. u. 2.) gefangen gehalten. Durch seine Freunde, Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg wurde er nach Zahlung eines Lösegeldes von 2000 Goldgulden befreit und, nachdem er 1522 Urfehde geleistet hatte (Vergl. IV, 3.), auf sein Schloß Hornberg entlassen.

IV. Der Bauernkrieg (1525). Die Anführer der Odenwalder Bauern, Georg Metzler und Wendelin Hipler, zwangen Götz, für einen Monat ihr Anführer zu werden. (V, 2.) Seine Bemühungen, ihren Gewaltthaten Einhalt zu thun, hatten wenig Erfolg; endlich gelang es ihm, auf seine Burg zu entweichen.

1. Dennoch wurde Götz nach Beendigung des Krieges jener Greuelthaten wegen angeklagt, rechtfertigte sich vor dem Reichstage zu Speier und wurde von dem Reichskammergericht 1526 für schuldlos erklärt.
2. Durch seine Gegner im schwäbischen Bunde wurde er aber 1528 auf einem Ritte nach Stuttgart überfallen und zu Augsburg

(V, 9.) in Haft gehalten, aus der er erst 1530 gegen das Versprechen, sich zeitlebens aller kriegerischen Unternehmungen zu enthalten und auf Burg Hornberg zu bleiben, entlassen wurde.

V. Götzens Alter.

1. Bis zur Auflösung des schwäbischen Bundes 1541 hielt Götz sein Versprechen; 1542 nahm er am Türkenkriege teil (III, 20.) und kämpfte 1544 unter Karl V. gegen die Franzosen.

2. Seine letzten Jahre verlebte er auf Burg Hornberg, wo er am 23. Juli 1562 starb. Er ist im Kreuzgange des Klosters Schönthal bei Jagsthausen begraben.

Schluß. Familienverhältnisse. Götz war zweimal vermählt; beide Frauen hießen Dorothea. Von seinen drei Töchtern und sieben Söhnen starben fünf der letzteren in früher Kindheit. Sein Geschlecht blüht noch gegenwärtig in der gräflich Hornberg-Rossacher Hauptlinie.

34.

Inwiefern ist Goethe in seinem Drama „Götz" von der geschichtlichen Überlieferung abgewichen?

Einleitung. Götzens von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung ist zwar von Goethe bei der Abfassung seines Dramas zu Grunde gelegt worden; seine dichterische Gabe hat er dabei aber gerade in der Art und Weise bewiesen, wie er jene benutzt hat. Mit sicherem Blick hat er es verstanden, aus dem von einzelnen Fehden zersplitterten Leben Götzens die Hauptereignisse herauszugreifen, sie zeitlich einander näher zu rücken und mit einander zu verbinden, sodaß sich davon das Charakterbild seines Helden mit faßbarer Deutlichkeit scharf begrenzt abhebt.

Ausführung. Goethes Abweichungen von der Überlieferung. Er ist insofern davon abgewichen, als er

I. bei der Darstellung von Götzens verhängnisvoller Feindschaft mit dem schwäbischen Bunde

1. die beiden Gefangenschaften in Heilbronn und Augsburg in eine zusammenzieht und beträchtlich verkürzt;

2. diese nach Heilbronn und in das Todesjahr Maximilians (1519) verlegt;

II. bei der Darstellung des Bauernkrieges
1. diesen zur unmittelbaren Ursache einer zweiten Gefangenschaft macht (V, 5.);
2. damit Götzens Tod in Verbindung bringt, um damit darzuthun, daß er als Opfer der Arglist und Heimtücke falle, als der letzte seines Geschlechts, als der letzte Ritter, der biedere Selbsthelfer, der einen Gegensatz bildet zu seinem selbstsüchtigen, hinterlistigen Zeitalter;

III. bei der Behandlung der verschiedenen Fehden, an denen sich Götz beteiligte, sich auf die mit dem Bischofe von Bamberg und die mit den Nürnbergern beschränkt,
1. die zweite aus der ersten entstehen läßt, weil die Nürnberger dem Bischof den Buben Götzens verraten haben;
2. die erste Gefangenschaft als Folge dieser Fehde darstellt und letztere so in die Haupthandlung einfügt;
3. an stelle des vor der ersten Haft von Götz tapfer verteidigten Schlosses Mockmühl Götzens Burg Jagsthausen setzt, wodurch die Wirkung nicht unerheblich gesteigert wird;

IV. viele Geschöpfe seiner Phantasie als handelnde Personen einführt, und zwar
1. Freunde Götzens:
   a) die herrliche Elisabeth, in der Goethe seiner Mutter ein Denkmal gesetzt hat,
   b) Götzens Schwester, die milde frommsinnige Maria,
   c) Götzens Diener, den wackern Georg, den treuen Lerse, der uns an einen lieben Freund Goethes in Straßburg erinnert;
2. Gegner Götzens:
   a) den schwankenden Weislingen, den Vertreter der „falschen höfischen Afterweisheit", der auf Götzens Verderben sinnt,
   b) Adelheid von Walldorf, „bei deren Schöpfung Gott und der Teufel ums Meisterstück wetteten", und den liebeglühenden Franz, welche beiden einerseits den Gegensatz zu Elisabeth und Maria, anderseits zu dem treuen Georg bilden und „dem Dichter zugleich zur Herbeiführung des von der poetischen Gerechtigkeit geforderten Untergangs Weislingens" dienen.

Schluß. Den Mittelpunkt der teils frei erfundenen, teils aus der Lebensbeschreibung entnommenen Personen bildet Götz. Goethes Dichtung ist deshalb ein dramatisches Charaktergemälde, in dem alle Einzelbilder in innerer Beziehung zu dem Helden stehen, der uns in dem Rahmen seiner Zeit, einer Übergangsperiode, geschildert wird.

35.

Inwiefern ist Goethes Dichtung „Götz von Berlichingen" kein eigentliches Drama, sondern ein dramatisches Charakter- und Zeitgemälde?

Einleitung. Jedes Drama ist für die Aufführung bestimmt. Daß aber Goethes „Götz" in dem ersten Entwurfe dafür nicht geeignet ist, deutet schon der Titel „Dramatisierte Geschichte Gottfriedens von Berlichingen" an, den die erste Bearbeitung des Werkes führt. Noch deutlicher geht dies daraus hervor, daß Goethes Dichtung dann als „Ein Schauspiel: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" erschien, und daß dieser Umarbeitung dreißig Jahre später erst das von Goethe für die Aufführung bestimmte Bühnenstück folgte, von dem der Dichter an Zelter schrieb, er habe den Götz darin „zu einem Bissen zusammengeknetet, den das deutsche Publikum auf einmal hinunterschlucken könnte." In dieser Gestalt kam es denn auch zuerst am 8. Dezember 1804 auf die Bühne; aber selbst den Dichter befriedigte diese „zusammengestückte" Umarbeitung der Dichtung, in der er sich bemüht hatte, wenigstens die stärksten Verstöße gegen die Gesetze der Zeit- und Ortseinheit zu beseitigen, so wenig, daß er nach mehrmaligen Umgestaltungen zuletzt zu der zweiten Form des Schauspiels zurückkehrte, die uns in seinen Werken vorliegt und allgemeiner bekannt ist. Auch wir müssen uns deshalb an diese halten, zumal hier die Dichtung besser gegliedert und mehr aus einem Gusse erscheint, als in der dritten.

Ausführung. Inwiefern ist Goethes Schauspiel „Götz von Berlichingen" kein eigentliches Drama, sondern ein Charakter- und Zeitgemälde?

I. Goethes Schauspiel ist kein eigentliches Drama, weil ihm die Einheit der Handlung fehlt. Götz ist der Hauptcharakter; er sollte deshalb auch der Hauptträger der Handlung sein. Wir fragen uns aber vergebens, welchem bestimmten Ziele er zustrebe.

1. Der erste Akt weist zwar auf die Fehde Götzens mit dem Bischof von Bamberg hin und läßt uns ahnen, daß dieser

alles aufbieten werde, um Weislingen zu befreien; im wesentlichen erfahren wir jedoch, wie unterdessen der wankelmütige Weislingen in der Gefangenschaft von seinem treuherzigen früheren Jugendfreunde Götz umgestimmt wird und sich von dem Bischofe lossagt. Er verlobt sich mit Götzens Schwester Maria und wird vertrauensvoll aus der Gefangenschaft entlassen. Nur die Botschaft, die Franz dem Weislingen überbringt, flößt uns einige Besorgnis ein, ob die neue Freundschaft Beständigkeit haben werde.

2. Im zweiten Aufzuge wird der Faden einer neuen Handlung, der Fehde mit den Nürnbergern angeknüpft, die Götz unternimmt, weil diese dem Bischofe seinen Buben verraten haben. Unterdessen spinnt sich in Bamberg eine Nebenhandlung an, das Liebesspiel zwischen Weislingen und Adelheid, welche der Bischof dazu gebraucht, um Weislingen wieder für sich zu gewinnen, während sie selbst den gewandten Mann als ein Werkzeug ausersehen hat, um ihre in Feindesgewalt geratenen Güter wiederzugewinnen.

3. In dem dritten und vierten Aufzuge spinnt sich die im zweiten begonnene Handlung insofern folgerecht weiter, als sich die hier behandelten Vorgänge aus jener Fehde mit den Nürnbergern weiter entwickeln; denn Götz wird wegen eines Raubanfalls auf Nürnberger Kaufleute in die Reichsacht erklärt; im Kampfe gegen die Reichstruppen zeigt sich seine ritterliche Tüchtigkeit im hellsten Glanze. Nachdem er durch Verrat in Gefangenschaft geraten ist, verteidigt er sich in Heilbronn mit ungebeugtem Mute vor den kaiserlichen Räten. Als Sickingen, der inzwischen Götzens Schwager und der Gatte der von Weislingen verlassenen Maria geworden ist, herbeieilt, schwört Götz Urfehde und wird auf sein Ritterwort, sich ruhig zu halten, auf seine Burg entlassen; diese unfreiwillige Unthätigkeit sucht er sich durch die Beschreibung seines Lebens zu erleichtern. So ist auch diese zweite Handlung zu Ende geführt, und es ist nicht abzusehen, was noch geschehen soll.

4. Um ihn aus dieser Muße herauszureißen, bedient sich der Dichter im fünften Aufzuge eines äußeren Mittels, des

Bauernkrieges, der aber trotz der gelegentlichen Hindeutungen vorher noch gar nicht mit der Handlung verflochten worden ist. Götz wird von den Bauern dazu gezwungen, auf vier Wochen ihre Anführung zu übernehmen. Ihn selbst bestimmt dazu die Hoffnung, den gewaltthätigen Ausschreitungen der Empörer ein Ziel setzen und so dem Reiche, wie den Bauern nützen zu können. Götz hat damit sein ritterliches Wort gebrochen; das stört den Frieden seines Herzens; er gerät in einen inneren Widerstreit von tragischer Bedeutung, durch den seine ganze Kraft gebrochen wird. Äußerlich wird sein Wortbruch die Veranlassung, daß Weislingen mit der Vollstreckung des über Götz gefällten Todesurteils beauftragt wird. Maria erreicht zwar von ihrem einstigen Verlobten die Schonung des Bruders, der aber bald darauf in der Gefangenschaft seiner Feinde an seinen Wunden stirbt, nachdem Weislingen ihm im Tode durch den Giftbecher vorangegangen, den ihm Adelheid hat reichen lassen, und nachdem auch diese als Ehebrecherin und Mörderin durch das Femgericht zum Tode verurteilt worden ist.

II. Ganz anders erscheint die Dichtung, wenn man sie als ein Zeit- und Charaktergemälde in dramatischer Form betrachtet.

1. Götz ist insofern ein Zeitgemälde, als
   a) Götzens Gespräch mit dem Bruder Martin uns den Verfall des Klosterlebens und das Bedürfnis einer Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse vorführt,
   b) die Schilderung des Lebens am Bischofshofe zu Bamberg die Bestrebungen der Fürsten, der höheren Geistlichen und der Gelehrten veranschaulicht,
   c) die Einfügung der Bauernhochzeit (II, 10) darauf hinweist, daß unter den damaligen verworrenen Zeitverhältnissen Selbsthilfe am geratensten sei.
2. Götz ist aber in weit höherem Grade ein Charaktergemälde, und zwar insofern, als der Hauptheld darin die Einheit aller Einzelgemälde bildet, „in dessen Charakter sie wie Radien in einen Mittelpunkt" zusammenlaufen. Seine Gestalt wird uns von dem Dichter in den mannigfachsten Beziehungen gezeigt, wodurch wir ihn aufs eingehendste kennen lernen. „So finden

wir einen ganzen Kreis von Ständen um den Reichsritter gestellt, der aus ihnen allen allein in freier Menschlichkeit hervorragt:"

a) Die niedere Geistlichkeit bewundert ihn und beneidet sein Leben.

b) Die hohe Geistlichkeit und die Reichsfürsten hassen und verfolgen ihn.

c) Der Kaiser will ihm im Herzen wohl; er möchte ihn schonen, muß aber Strafe wider ihn verhängen.

d) Die Bauern schätzen ihn hoch und wollen mit Gewalt ihr Schicksal an das seinige ketten.

e) Die Bürger der Reichsstädte fürchten ihn.

f) Seine Standesgenossen stehen entweder wie Sickingen und Selbitz auf seiner Seite, oder sind seine Gegner, wie Weislingen.

So ist Götz zwar nicht der Träger einer stetig und kräftig fortschreitenden Handlung, aber der Mittelpunkt eines großen dramatischen Gemäldes.

Schluß. Lessing betrachtete unsere Dichtung als ein Drama und hatte daher mehreres daran zu tadeln; Wieland legte dagegen den anderen Maßstab daran und schrieb deshalb im Merkur: „Immerhin ist dies Schauspiel ein schönes Ungeheuer, möchten wir nur viele solcher Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterwerken würde dann leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen, daß ihn nicht leicht eine andere Lektüre mit solcher Gewalt ergriffen, so durchaus in die Begeisterung des Dichters hineingezogen und an das Anschauen der lebendigen Gemälde, die er ut Magus an uns vorüberführt, angeheftet habe?" Nach Viehoff.

36.

Götz von Berlichingen, der letzte Ritter.

Nach Goethe.

Einleitung. Goethe schildert in seinem „Götz" seinen Helden als „einen rauhen, biederen Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit", als einen von natürlichem Rechtsgefühl erfüllten ritterlichen Mann „gegenüber einem Geschlechte, das sich tückisch hinter künstlichen Gesetzen zu verschanzen begann." (Viehoff.)

Ausführung. Woraus erkennen wir Götzens Ritterlichkeit?

I. Sie wird bezeugt durch die Anerkennung seiner Zeitgenossen,

1. seiner Freunde Selbitz („Jedermann wird Euch loben, daß Ihr denen von Nürnberg Fehd' angekündigt habt.") und Sickingen („Es macht euch beiden [Götz und Maria sind gemeint] Ehre, von ihm [Weislingen] betrogen zu werden.");

2. seiner Gegner,

   a) Weislingens, der ihn noch vor der Versöhnung den „alten treuherzigen Götz" nennt, nach dieser erklärt: „Götz, treuer Götz, hast mich mir selbst wiedergegeben; . . . . . ich fühle mich so frei, wie in heitrer Luft," und selbst nach der neuen Untreue ausruft: „Wider den Menschen zu arbeiten, dessen Andenken so lebhaft neu in Liebe bei mir ist!"

   b) des Ratsherrn von Heilbronn, der Götzen sein Vertrauen dadurch beweist, daß er seine Fürsprache bei Sickingen anrufen will (IV, 2. Z. 159);

3. unparteiischer Männer,

   a) des Bruders Martin („So seid Ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich hast ihn sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden! Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen.").

   b) der Bauern (Sievers: „Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vorteil ist." — Metzler: „Gott erhalt' ihn! Ein rechtschaffner Herr!" — Vergl. V, 1. Z. 66 ff.),

   c) des Kaisers. („Ich möchte die Leute [Berlichingen und seine Genossen] gerne schonen; sie sind tapfer und edel." — Vergl. III, 1. Z. 79. „Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da still ist, was habt ihr [seine Gegner] über ihn zu klagen?")

II. Götzens Ritterlichkeit offenbart sich ferner in seiner edlen Gesinnung,

1. in seiner Dankbarkeit („War das nicht all mein Trost, wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und du

[Weislingen] mein pflegtest und mehr als ein Bruder für mich sorgtest?" — Vergl. III, 13. Z. 50 ff.),

2) in seiner Offenheit, mit der er Weislingen erklärt: „Ich sagt' es dir immer, du wirst ein Spitzbub', sagt' ich, Adelbert",

3. in dem Stolze auf seine Ritterehre (Vergl. I, 3. Z. 285 ff. und V, 2. Z. 14 u. 15.),

4. in dem Vertrauen, das er dem wankelmütigen Weislingen beweist, indem er ihn aus der Gefangenschaft entläßt (I. 5. Z. 75 ff.),

5. in seiner unerschütterlichen Treue (Vergl. die folgende Disposition Nro. 37 darüber unter II.),

6. in seiner Verurteilung
   a) des Treubruchs Weislingens (II. 8. Z. 49 ff.),
   b) des Meineids der kaiserlichen Kommissare (IV, 1. Z. 7 u. 14.— 2. Z. 90 ff. u. 123 ff.),

7. in seiner Selbstlosigkeit,
   a) die er Maria und Sickingen beweist, indem er sie auffordert, sich von ihm zu trennen (III, 17. Z. 49 ff. — Vergl. III, 4. Z. 21.),
   b) mit der er den Eigennutz und die Herrschsucht der Fürsten verurteilt (III, 20. Vergl. IV, 5. Z. 24 ff.).

III. Götzens Ritterlichkeit beweist sich am glänzendsten in seinen Handlungen:

1. In dem Schutze, den er den Bedrängten und Schwachen angedeihen läßt,
   a) dem Stuttgarter Schneider gegen die Kölner (I, 3. Z. 59 ff.),
   b) seinem Knaben, der von den Bambergischen gefangen ist (I. 5. Z. 50. — IV, 2. Z. 103 ff. — II, 5. Z. 5.), wodurch er in die Fehde mit dem Bischof von Bamberg und mit den Nürnbergern verwickelt wird.

2. In seiner Furchtlosigkeit und Tapferkeit,
   a) bei Haßfurt, wo er mit acht Mannen gegen fünfundzwanzig Feinde stritt (III, 6. Z. 35 ff.),
   b) im Kampfe gegen die Reichstruppen (VI, 2. Z. 111 ff.).

3. In seinen Bemühungen, die Bauern von Greuelthaten zurückzuhalten. (V, 5. Z. 5 ff.)

Schluß. Mit Recht konnte Götz deshalb von sich selbst sagen

„Gott weiß, daß ich mehr geschwitzt hab', meinem Nächsten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfren und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichtümer und Rang zu gewinnen. Und Gott sei Dank, worum ich warb, ist mir worden." (Vergl. I, 2. Z. 62 u. 63.)

37.

Inwiefern wird in Goethes „Götz" die Treue verherrlicht?

Einleitung. Goethes „Götz" ist seinem ganzen Inhalte nach eine nationale Dichtung; es wird darin die schon von den Alten gerühmte deutsche Mannentreue gefeiert.

Ausführung. Inwiefern verherrlicht der Dichter diesen Charakterzug unsres Volkes? Er verherrlicht die deutsche Treue insofern, als uns in dem Drama hervorragende Beispiele dieser Tugend vorgeführt werden, und zwar

I. in den Mannen Götzens,
 1. in Georg, der seine treue Anhänglichkeit an seinen Ritter dadurch beweist,
  a) daß er ihn auf allen seinen Fehden begleiten möchte, wenn auch nur, um ihm „die verschossenen Bolzen wieder zu holen",
  b) daß er die gefährliche Sendung an Weislingen in Bamberg freudig übernimmt und diesem gegenüber seinen Auftrag mit Stolz und Kühnheit ausrichtet („Ich sagte, es gäbe nur zweierlei Leut', brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen."),
  c) daß er mit Lerse in den Kämpfen gegen die Reichstruppen, die der Belagerung von Jagsthausen vorhergehen, Götzen das Leben rettet („Sie stachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein. Georg hieb sich zu mir und sprang ab, ich wie der Blitz auf seinen Gaul, wie der Donner saß er auch wieder," sagt Götz),
  d) daß er bei der Belagerung von Jagsthausen im Kugelregen auf das Dach steigt und die Dachrinne holt, damit daraus Kugeln gegossen werden,
  e) daß er bei seinem Herrn bis zum letzten Augenblick aushält

und mit ihm bei der verräterischen Überwältigung gefangen wird (III, 21. Z. 9),

f) daß er während des Bauernkrieges im Dienste seines Herrn bei Miltenberg fällt, nachdem er sich „wie ein Löw' um seine Freiheit" gewehrt hat, so daß Götz auf diese Kunde ausruft: „Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer;"

2. in Lerse, der vorher bei Haßfurt gegen Götz gestritten und in seinem Kampfe gegen die Reichsvölker bei ihm aus Bewunderung Dienste genommen hat („Kurz, ich lernt' Euch kennen, und von Stund' an beschloß ich, Euch zu dienen"); seine Treue beweist er dadurch,

a) daß er Götz zu Hilfe eilt (III, 12. Z. 19), ihm mit Georg das Leben rettet und bei ihm während der Belagerung bis zur Übergabe aushält,

b) daß er aufbricht, um den vermißten Kampfgenossen aufzusuchen (V, 13) und seinen Herrn nur verläßt, um dessen Gattin beizustehen (V, 4. Z. 41 ff.),

c) daß er bei seinem Herrn bis zu dessen Tode ausharrt und von ihm sagt: „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt;"

II. in Götz, dem Helden der Dichtung; er ist treu

1. dem Kaiser,

a) indem er tadelt, daß die Fürsten auf eine unanständige Art mit ihm spielen (Vergl. I, 4. Z. 52 ff.),

b) versichert, daß er es nie an schuldiger Achtung und Treue gegen ihn habe fehlen lassen (Vergl. III, 20. Z. 15, 31 ff., 56 ff. — IV, 2. Z. 52 ff., 70 ff., 75 ff. — V, 2. Z. 14 und 7. Z. 20),

2. seinen Freunden und ihm nahestehenden Personen,

a) indem er Sickingen vor seinem Verlöbnis mit Maria mitteilt, daß Weislingen ihr nicht gleichgiltig gewesen sei, und den Freund warnt, sich vorzeitig in den Kampf einzulassen (III, 4. Z. 21 ff.),

b) indem er stets für das Wohlergehen seiner Gattin und Schwester besorgt ist;

3. seinen Untergebenen,

a) indem er die Fehde mit dem Bischof von Bamberg unternimmt, der ihm einen Knaben nicht herausgeben will, um seinen „Jungen" zu befreien (I, 5. Z. 50. — IV. 2. Z. 103),

b) indem er seine Leute schont („Arme Jungens, ich darf euch keine Rast gönnen".) und für sie besorgt ist („Es ist dein erster Ritt, Georg. Sei fröhlich, Knabe! Mir wäre leid, wenn dir ein Unfall begegnen sollte."),

c) indem in Heilbronn seine erste Frage an Elisabeth seinen „lieben Getreuen" gilt, er es beklagt, daß seine „Augäpfel", seine „lieben Jungen" in Ketten liegen, und er sich auch bei dem kaiserlichen Rat nach dem Schicksal seiner Leute erkundigt und deren Freiheit und Leben vor allem zu retten wünscht,

d) indem er kurz vor seinem Tode noch mit Liebe seiner Getreuen gedenkt („Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Tods mehr als im mutigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen; jetzt hältst du mich aufrecht. Ach, daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte."),

4. seinen Feinden,

a) dem Bischofe von Bamberg, indem er den Vertrag treu erfüllt, den er mit ihm geschlossen hat (I, 1. Z. 22),

b) seinem ehemaligen Jugendfreunde Weislingen, indem er ihn in der Gefangenschaft milde behandelt (I, 3.) und es nach seiner Sinnesänderung beklagt, daß ihn Treu und Glauben betrogen haben (II, 8. Z. 48 ff.);

III. in den Freunden Götzens,

1. in Franz von Sickingen, der, wie er gelobt hat, vor Heilbronn erscheint und seinen Schwager aus der Gefangenschaft befreit (IV, 2),

2. in Elisabeth, die in Not und Gefahr bei Götz ausharrt (III, 17. Z. 78. „Bis in den Tod."), in Heilbronn ihn über das Schicksal seiner Getreuen tröstet (IV, 1. Z. 16 ff.), seine Einsamkeit in Jagsthausen teilt, ihn auffordert, seine Geschichte zu schreiben (IV, 5. Z. 9) und endlich in Heilbronn im

Turm den geistig und körperlich gebrochenen Gatten aufzurichten sucht (V, 13. Z. 12.),

3. in Maria, die, so schwer es ihr auch wird, Weislingen aufsucht und ihn dazu bestimmt, Götzens Todesurteil zu vernichten. (V, 10.)

Schluß. Gleiche Treue findet Götz aber nicht überall; sein Jugendfreund Weislingen namentlich täuscht ihn wiederholt, und auch im Kampfe begegnet er dem Verrate; trotz der Zusage des freien Abzugs wird er gefangen genommen und ihm auch das feierlich versprochene ritterliche Gefängnis versagt. Mit Recht kann er dagegen von sich selbst sagen: „Sie sollen mir einen stellen, dem ich mein Wort gebrochen!" Er ist treu bis in den Tod.

38.

Das Kunstmittel des Gegensatzes in Goethes „Götz von Berlichingen."

Einleitung. Mit Vorliebe wenden unsere Dichter der Hervorhebung und des Nachdrucks wegen das Kunstmittel des Gegensatzes an; auch Goethe hat dies oft gethan, namentlich in seinem „Götz von Berlichingen."

Ausführung. Wo hat der Dichter darin dieses Kunstmittel angewandt?

I. Bei der Zeichnung der Charaktere.

1. Götz, ein Musterbild der Beständigkeit und Treue, bildet den Gegensatz zu dem schwankenden und unzuverlässigen Weislingen.
2. Götzens Sohn Karl, ein Zögling seiner dem Ritterleben abgeneigten Tante, ist ein Gegenbild zu seinem ritterlichen Vater und dem heldenmütigen Georg. (Vergl. I, 3. Z. 75 ff; 138; 208 ff.)
3. Franz als Seitenstück seines Herrn erscheint als Gegenbild Georgs. (III, 5. — IV, 4. Z. 66 bis zum Schluß.)
4. Adelheid, welche keine wahre Liebe kennt, keiner reinen Empfindnng fähig, dagegen ehrgeizig und selbstsüchtig ist, bildet einen Gegensatz zu der treuen Elisabeth und der opferfähigen Maria.

II. In der Schilderung von Situationen.

1. Götzens schlichte Häuslichkeit im Gegensatz zu dem üppigen Hofleben in Bamberg, dabei wird besonders hervorgehoben:

a) Das innige, eheliche Verhältnis zwischen Götz und Elisabeth, deren angstvolle Besorgnis für den Gatten (V, 4.) im Gegensatz zu dem liebeleeren Bunde Weislingens mit Adelheid. (IV, 4. Z. 293 ff.)

b) Adelheids teuflische Kunst, mit der sie Franz zum Verbrechen verführt, gegenüber Elisabeths herzlicher Teilnahme an Götzens unverdientem Geschick. (V, 8 u. 9.)

2. Die Gegenüberstellung des qualvollen Todes Weislingens (V,10. Z. 65 ff.) und des sanften Abscheidens Götzens, der „in Gottes freier Natur, bestrahlt vom Glanz der Frühlingssonne gottergebenen Sinnes seinen Geist aushaucht.“

Schluß. Mag uns der Dichter auf der einen Seite die edelsten Regungen des menschlichen Herzens, auf der andern Seite niedrige Leidenschaften zur Anschauung bringen, überall bewundern wir die meisterhafte Darstellungsgabe und den psychologischen Scharfblick des jugendlichen Dichters. (Vergl. Ludwig Bauer, Goethes Götz. S. 15.)

39.

Götz und Weislingen, zwei Gegensätze des deutschen Rittertums.

Einleitung. Während Goethe in seinem Götz den freien Rittersmann schildert, der stolz in diesem Bewußtsein „nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst“, ist Weislingen ein Reichsritter, der seiner edlen Geburt vergessen hat, „sich unter Vasallen schmiegt und sich zum ersten Hofschrangen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen verkriecht.“

Ausführung. Worin tritt dieser von Götz (I, 3. Z. 283 ff.) angedeutete Gegensatz zwischen beiden auch sonst in Goethes Dichtung hervor? Die Verschiedenheit beider offenbart sich darin,

I. daß Götz

1. in dem Gefühl seiner Unabhängigkeit mehr ein Feind der Fürsten, als der Gegner des Kaisers, ist (Vergl. I, 3. Z. 309 ff. u. 333 ff. — III, 20. Z. 19 ff. u. 55 ff.);

2. daß er in seiner ritterlichen Treue, seiner Geradheit und Offenheit nirgends Hinterlist und Verrat vermutet, indem er

a) vertrauensvoll mit dem Bischof einen Vergleich abschließt (I, 1. Z. 26 ff.),

b) Weislingen auf das Versprechen, „inskünftige Götzens Feinden;

weder öffentlich noch heimlich Vorschub zu thun", frei läßt (Vergl. I, 3. Z. 280.),

c) auf das Versprechen ritterlichen Gefängnisses den Reichstruppen seine Burg übergiebt (IV, 2. Z. 90 ff.),

d) auf die Zusage der Bauern, fortan von allen Übelthaten abzustehen, auf vier Wochen ihre Führung übernimmt (V, 2. Z. 40 ff. — V, 5. Z. 5.),

und in allen diesen Fällen Täuschung und Verrat erfährt;

3. daß er in seinem natürlichen Rechtsgefühl und in seiner Uneigennützigkeit den Bedrängten in ihrer Not hilft,

a) dem Schneider von Stuttgart gegenüber den Kölnern beisteht (I, 3. Z. 59 ff.),

b) sich bereit erklärt, den Bauern zur Wiedererlangung ihrer Rechte und Freiheiten zu verhelfen (V, 2. Z. 38.), wodurch er in viele Fehden verwickelt und in ein gefahrvolles und entbehrungsreiches Leben hineingerissen wird;

4. ein Freund derjenigen unter seinen Standesgenossen ist, welche dieselbe ritterliche Gesinnung wie er selbst hegen,

a) des Hans von Selbitz (II, 8. Z. 51 u. 52. — II, 10. Z. 55. — III, 9.),

b) des Franz von Sickingen (III, 2. Z. 4 u. 5; 14 u. 15; 21 ff. — III, 4. Z. 19. — IV, 2. Z. 143 ff. — IV, 3. Z. 35 ff.);

II. daß Weislingen dagegen

1. in seinen Wankelmut, seiner Untreue ein Freund der Fürsten ist („Sind die Fürsten denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren," u. s. w. I, 3. Z. 301 ff.),

2. daß er unzuverlässig und hinterlistig ist, indem er

a) nach der Versöhnung mit Götz seine frühere Verbindung mit dem Bischof bedauert („Wie ich von den elenden Menschen abhing, die ich zu beherrschen glaubte", u. s. w. I, 5. Z. 117 ff.) und sich mit Götzens Schwester Maria verlobt;

b) nach der Rückkehr nach Bamberg seiner Verlobten untreu (II, 6. Z. 25) und ein unversöhnlicher Feind Götzens wird (III, 1. Z. 54 ff.; 64 ff. — V, 10. Z. 51 u. 52.);

3. daß er ein Freund üppigen Hoflebens ist, indem er
   a) deshalb seine Jugendfreundschaft mit Götz (I, 3. Z. 249; 270 ff.) bricht und ein Höfling des Bischofs von Bamberg wird und
   b) trotz besserer Erkenntnis nicht imstande ist, auf Weiber- und Fürstengunst und die Annehmlichkeiten des weichlichen Hoflebens zu verzichten, sodaß es dem Bischof gelingt, ihn durch Liebetraut nach Bamberg zurückzulocken und ihn durch Adelheid dort zu fesseln (II, 3. Z. 30 ff. — II, 5 u. 6.);
4. daß er ein Gegner seiner ritterlich gesinnten Standesgenossen ist,
   a) gegen die er den Zorn des Kaisers zu reizen („Denn eben diese kaiserliche Milde und Gnade ist es, die sie bisher so ungeheuer mißbrauchen".) und
   b) deren Verderben er auf jede Weise herbeizuführen sucht,
      α) weshalb er die Entlassung Götzens aus seiner Haft in Heilbronn bitter beklagt („Ich hab' die Zähne zusammengebissen. Ein so schöner Anschlag, so glücklich vollführt, und am Ende ihn auf sein Schloß zu lassen! Der verdammte Sickingen!")
      β) und im Bauernkriege das Todesurteil gegen Götz erwirkt. („Götz ist unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß zu, daß ihr ihn erwischt. — Und wenn ich dich habe: — Es ist noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängnis dein Todesurteil vollstrecken.")

Schluß. So offenbart sich in der Gegnerschaft der beiden Männer der Kampf zwischen dem sinkenden Mittelalter und dem beginnenden neuen Zeitalter.

40.

Inwiefern ist Goethes „Götz von Berlichingen" eine nationale Dichtung?

Einleitung. Wir Deutsche besitzen in unserer neueren Litteratur nur wenige nationale Dichtungen; zu diesen gehört auch Goethes „Götz von Berlichingen."

Ausführung. Inwiefern ist dieses Werk eine nationale Dichtung? „Götz" ist eine nationale Dichtung

I. insofern, als der Stoff aus der Geschichte unseres Volkes genommen ist und uns darin das Leben und Treiben unserer Vor-

fahren zu Götzens Zeit geschildert wird; und zwar werden uns vorgeführt

1. die staatlichen Verhältnisse,
   a) die Stellung des Kaisers und der Fürsten (I, 3. Z. 309. ff. — III, 1.),
   b) die Bestrebungen der Geistlichen nnd der Ritter (II, 2. — III, 20. — IV, 2.)
   c) der Kampf der Bauern; (V, 1 u. 5.)
2. das Privatleben,
   a) das höfische Leben bei dem Bischof von Bamberg (I, 4. — II, 1. Z. 69. — III, 5. — IV, 4. — V, 8.),
   b) das Familienleben auf der Burg Götzens von Berlichingen (I, 3. u. 5. — III, 17. — IV, 5. — V, 13 u. 14.),
   c) das Leben der Bauern (I, 1. — II, 10.) und Bürger; (III, 1.)

II. insofern, als der Dichter echt deutsche Charaktere zu Trägern der Handlung gemacht und

1. in den Männern Götz, Sickingen, Lerse, Georg deutsche Treue, Ritterlichkeit, Mut, natürliches Rechtsgefühl und Bereitwilligkeit zur Hilfe verherrlicht hat,
2. die Frauen Elisabeth und Maria als Vorbilder echt weiblicher Aufopferungsfähigkeit, Ergebung und Frömmigkeit dargestellt hat.

Schluß. Die übrigen Personen, als die Vertreter menschlicher Verirrungen, wie Weislingen, Adelheid, Franz, der Bischof, der Abt u. s. w. dienen dazu, um die Bedeutung der ersten in ein noch helleres Licht zu setzen.

41.

Inwiefern müssen wir Götzens Handlungsweise billigen und entschuldigen, und inwiefern müssen wir sie verurteilen?

Einleitung. Götz, der biedere Selbsthelfer in der Zeit der Not, mit seinem natürlichen Rechtsgefühl, seiner Uneigennützigkeit und frischen, naturwüchsigen Einfachheit, Kraft und Tapferkeit erweckt unwillkürlich unsere Teilnahme; dennoch können wir seine Handlungsweise nicht unbedingt billigen.

Ausführung. Inwiefern sind seine Handlungen zu billigen und zu entschuldigen, und inwiefern sind sie tadelnswert?

I. Wir müssen Götzens Handlungsweise insofern billigen,
   1. als er den Schwachen und Verfolgten beisteht (I, 3. Z. 59 ff. — V, 2. Z. 38.),
   2. als der Kaiser ihrer Not nicht abhelfen kann, da er
      a) den Listen der Fürsten ausgesetzt ist (I, 3. Z. 309 ff. — III, 20. Z. 19 ff.),
      b) selbst von den Türken und Franzosen bedrängt ist. (III, 20. Z. 69 ff.)

II. Wir müssen Götzens Handlungsweise insofern entschuldigen, als er selbst Untreue und Verrat von den Fürsten und den Anführern der Reichstruppen erleidet,
   1. indem der Bischof von Bamberg den Vergleich wegen des gefangenen Buben nicht einhält, den Götz mit ihm abgeschlossen hat (I, 1. Z. 26 ff.), und die Nürnberger durch ihre Beihilfe bei der Gefangennahme sich schuldig gemacht haben (II, 2. Z. 7 u. 8.);
   2. indem der Bischof seinen Buben auch nach der Freilassung Weislingens nicht herausgiebt (I, 5. Z. 50 ff.);
   3. indem die Führer der Reichstruppen Götzen ihre eidlichen Verheißungen nach der Übergabe von Jagsthausen nicht halten. (IV, 1. Z. 29 u. 2. Z. 90 ff.);

III. Wir müssen Götzens Handlungsweise insofern verurteilen,
   1. als er den Landfrieden mißachtet und sich die Ausübung der Rechtspflege anmaßt, die dem Reichskammergericht zusteht (V, 2. Z. 42 u. 43.),
   2. als er trotz der Urfehde, die er geschworen hat, die Führerschaft der Bauern übernimmt und sich an ihrem Kampfe beteiligt. (V, 2 Z. 14 u. 15.)

Schluß. Dadurch hat der Dichter den Untergang des wackeren Mannes begründet; immerhin erweckt er unser Mitleid, da er alt und krank, getrennt von dem im Kloster befindlichen Sohne in der Gefangenschaft stirbt, nachdem er noch die Kunde von des Kaisers, Selbitzens und seines treusten Knechtes Georg Tode und von Sickingens Gefangennahme erhalten hat.

42.

Wodurch wird die Sinnesänderung des gefangenen Weislingen herbeigeführt?

Einleitung. Götz von Berlichingen war in einer Fehde mit dem Bischofe von Bamberg begriffen. Als dieser einen seiner Knappen überfallen und gefangen fortgeführt hatte, stellte Götz dem Bischofe nach; aber der Anschlag mißlang; deshalb mußte er sich mit der Gefangennahme Weislingens begnügen, der ein Anhänger des Bischofs war.

Ausführung. Wodurch wird Weislingen während seiner Haft dem Bischof abtrünnig gemacht? Es geschieht dies:

I. Durch die Milde und Freundlichkeit, die ihm Götz erweist, indem er

1. ihm guten Mut zuspricht und für seine Bequemlichkeit sorgt (I, 3. Z. 145.),
2. ihm versichert, daß er seine Gewalt nicht mißbrauchen werde (I, 3. Z. 175.),
3. ihn durch die Plauderei seines Knaben zu zerstreuen sucht.

Übergang. Götzens Bemühen ist mit Erfolg gekrönt; denn Weislingen klagt zwar: „In Berlichingens Gewalt, von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen!" Dabei erinnert er sich jedoch, wie nahe ihm Götz einst gestanden hat. („Und er — der alte treuherzige Götz! Wer kann ihm nahen und ihn hassen?")

II. Dadurch, daß Götz, der während Weislingens Selbstgespräch nicht anwesend war, das Andenken an jene Zeit zu erneuern sucht („Denkt, Ihr seid wieder einmal beim Götz. Haben doch lange nicht beisammen gesessen, lang' keine Flasche miteinander ausgestochen."), indem er

1. Weislingen an die vergnügten Tage erinnert, als sie als Pagen an dem Hofe des Markgrafen Friedrich IV. von Ansbach noch beisammen schliefen und miteinander herumzogen,
2. ihn an ihre innige Jugendfreundschaft mahnt („Wir hielten immer redlich zusammen als gute, brave Jungens; dafür erkannte uns auch jedermann. Kastor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so zutrank."),
3. ihm seine Dankbarkeit bezeugt für die brüderliche Sorgfalt, mit

der er ihn pflegte, als ihm vor Landshut die rechte Hand weggeschossen ward.

III. Durch die Offenheit, mit der Götz ihm sein Unrecht vorhält, indem er

1. dies durch „das unglückliche Hofleben, das Schlenzen und Scharwenzen mit den Weibern zu entschuldigen sucht („Ich sagt' es dir immer: Du wirst ein Spitzbub', sagt' ich, Adelbert."),
2. auf sein unabhängiges Rittertum hinweist, dessen Weislingen vergessen habe, da er sich „unter Vasallen schmiege", obgleich er nur dem Kaiser unterthan sei,
3. die selbstsüchtigen Bestrebungen dieser Vasallen-Fürsten aufdeckt die „mit dem Kaiser auf eine unanständige Art spielen" und denen diejenigen Ritter ein Dorn im Auge seien, die treu zum Kaiser hielten. (I, 4. Z. 349 ff.)

IV. Durch den Eindruck, den Götzens Schwester Maria auf ihn macht, so daß er

1. sich mit ihr verlobt,
2. beschließt, dem leidigen Hofleben zu entsagen und die Verwaltung seiner Güter selbst zu übernehmen.

Schluß. Weislingen bedauert sogar, daß Maria nicht sogleich die Seinige werden könne, und wünscht, nur ihr und „dem Kreis von Guten zu leben; von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonnen zu genießen, die so zwei Herzen einander gewähren." („Was ist die Gnade des Fürsten, was der Beifall der Welt gegen diese einfache, einzige Glückseligkeit!")

43.

Wie wird Weislingen zur Untreue gegen Götz bewogen und wieder für den Bischof gewonnen?

Einleitung. Während der Gefangenschaft in Jagsthausen hat sich Weislingen mit Götz, seinem früheren Jugendfreunde, wieder versöhnt. („Hier faß' ich Eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen gleich einem ewigen Gesetz der Natur unveränderlich unter uns sein.") Darauf wird er von Götz aus seiner Haft entlassen und kehrt auf seine Güter zurück, um ihre Verwaltung zu übernehmen und sein Schloß für seine Vermählung mit Maria in Stand zu setzen; beim Scheiden spricht er zu beiden: „Götz, teurer Götz, hast mich mir

selbst wiedergegeben, und Maria, du vollendest meine Sinnesänderung. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will alle die schändlichen Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten."

Ausführung. Trotz dieser Versicherungen wird der wankelmütige Weislingen dennoch wieder für die Sache des Bischofs gewonnen. Wodurch geschieht dies?

I. Die neue Sinnesänderung wird angebahnt durch den Bericht seines Knappen Franz, den er wegen der Herausgabe von Götzens Buben nach Bamberg geschickt hat, und der
   1. ihm versichert, in welch' gutem Andenken er bei dem Bischof stehe, und wie bereit dieser gewesen sei, gegen seine Freigabe jenen Buben zu entlassen,
   2. ihm mitteilt, daß ein Engel in Weibesgestalt Bamberg zum Vorhofe des Himmels mache, eine Frau von unbeschreiblicher Schönheit (Vergl. I, 5. Z. 172 ff.), die ihm unbekannter Weise ihren Gruß entbieten lasse.

Übergang. Weislingen bleibt zwar scheinbar von dieser Schilderung unbewegt und erklärt: „Meine sanfte Maria wird das Glück meines Lebens machen. — Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sankt Veit in Person meiner begehrte;" dennoch täuscht er sich über sich selbst. Die Mitteilungen Franzens haben sein Herz für die Versuchungen zugänglich gemacht, die alsbald aufs neue an ihn herantreten.

II. Weislingen wird darauf dem Jugendfreunde abtrünnig gemacht
   1. durch die Sendung Liebetrauts, der ihn bestimmt, nach Bamberg zu kommen („Ich knüpfte eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerrissen fand. Er wußte nicht, wie ihm geschah, er fühlte sich einen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen; [schließlich] warf ich ihm ein Seil über den Hals, aus drei mächtigen Stricken, Weiber-, Fürstengunst und Schmeichelei gedreht, und so hab' ich ihn hergeschleppt."),
   2. durch die Schmeicheleien und Gunstbezeugungen des Bischofs (Vergl. II, 5.),
   3. durch die Bemühungen Adelheids, die ihn durch ihre Schönheit zu blenden und ihm Neigung für ihre Person einzuflößen versteht, indem sie als Mittel dazu verwendet:
      a) Ironische Kälte (W. „Ihr seid nicht wohl, gnädige Frau? A. „Das kann Euch einerlei sein. Ihr verlaßt uns, ver-

laßt uns auf immer. Was fragt Ihr, ob wir leben oder sterben?").

b) Beseitigung der Bedenken Weislingens über seine Stellung zu Götz („Es stecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh' und Glückseligkeit! Ein Feind des Kaisers! Geselle eines Räubers! Du, Weislingen, mit deiner sanften Seele!" — Vergl. II, 6. Z. 65 ff.).

c) Höhnische Abweisung („Willst du unser Feind sein, und wir sollen dir lächeln? Geh! — Ich hasse Euch." — Weislingen antwortet: „Ich seh' Euch wieder"; er bleibt also).

d) Erheuchelte Gleichgültigkeit, mit der sie sich weigert, ihn zu sehen, und die sie ihm zeigt, als sie später dennoch seinen Besuch annimmt („Ich wollte, Ihr wäret, wo Ihr hinwolltet, und wir hätten Euch nicht gehalten.").

e) Drohungen, ihm ihre Gunst zu entziehen (II, 9. Z. 50 ff.).

f) Versicherungen ihrer Liebe („Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe gesagt habe!").

g) Den Hinweis auf die Vorteile, die ihm daraus erwachsen. (II, 9. Z. 83 u. 86.)

Schluß. Dem Ränkespiel Adelheids gelingt es so, den Wankelmütigen nicht nur in Bamberg zu fesseln und von der Freundschaft mit Götz loszureißen, sondern ihn auch zu einem feindlichen Vorgehen gegen diesen zu bestimmen.

44.

Worin offenbart sich Weislingens Wankelmut?

Einleitung. Weislingen bildet das Gegenstück zu Götz. Wie dieser sich in allen Lagen seines Lebens als treu, beständig und zuverlässig erweist, so ist jener untreu und unzuverlässig.

Ausführung. Worin offenbart sich Weislingens Wankelmut? Weislingens Wankelmut offenbart sich:

I. Darin, daß er ein Anhänger des Bischofs und ein Gegner Götzens wird, obgleich er

1. als Page seine Jugendzeit mit Götz froh am Hofe des Markgrafen Friedrich IV. von Ansbach verlebt (I, 3. Z. 249 ff.),

2. später den Freund bei seiner Verwundung vor Landshut wie ein Bruder gepflegt (I, 3. Z. 270 ff.) und
3. manche Flasche mit ihm ausgestochen hat.

II. Darin, daß er im Umgange mit Götz seiner Verbindlichkeiten gegen den Bischof vergißt und
1. sich mit Götzens Schwester Maria verlobt,
2. sich seiner Gefangenschaft freut („Gesegnet sei dein Bruder und der Tag, an dem er auszog, mich zu fangen."),
3. dem alten Jugendfreunde gelobt, daß „von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen gleich einem ewigen „Gesetz der Natur unveränderlich unter ihnen sein" solle,
4. sich einen Unwürdigen nennt, der von elenden Menschen abhing, dem Freunde dankt, daß er ihn sich selbst wiedergegeben habe, und ihm seinen Entschluß ausspricht, „alle die schändlichen Verbindungen zu durchschneiden" und Bamberg nicht mehr wiederzusehen.

III. Darin, daß Weislingen seiner Verlobten untreu und aufs neue auch dem Jugendfreunde abtrünnig wird, indem er
1. infolge der Schilderungen seines Buben Franz (I, 5) und der Sendung Liebetrauts (II, 3. Z. ff.) trotz aller seiner Vorsätze nach Bamberg zurückkehrt,
2. unter dem Vorwande, die unvollendeten Geschäfte zu ordnen, dort bleibt,
3. durch die Gunstbezeugungen des Bischofs (II, 6) und die Aussicht auf Adelheids Hand an die Sache des Bambergers gefesselt wird (II, 9.),
4. ein offener Gegner Götzens wird und es beim Kaiser durchsetzt, daß sein früherer Jugendfreund in die Reichsacht erklärt (III, 1. Z. 54 ff.) und über ihn, als er im Bauernkriege sein Wort bricht, das Todesurteil gefällt wird. (V, 10.)

Schluß. Die Strafe für seine wiederholte Untreue trifft Weislingen in dem Verrate Adelheids und dem martervollen Tode durch den Giftbecher, den sie ihm durch ihren Buhlen reichen läßt. (V, 8. und 10 Z. 65 ff.)

45.

Wodurch wird in Goethes „Götz“ der poetischen Gerechtigkeit in der Darstellung der Geschicke Götzens und Weislingens genüge gethan?

Einleitung. Unter poetischer Gerechtigkeit verstehen wir den Lohn, den der Dichter dem Guten für seine Redlichkeit angedeihen, wie die Strafe, die er den Bösen für seine Schuld erleiden läßt, wenn jener auch äußerlich diesem im Kampfe unterlegen zu sein scheint.

Ausführung. Worin besteht in Goethes „Götz“ dieser Lohn und diese Strafe?

I. Der Lohn Götzens besteht nach Goethes dichterischer Darstellung

1. in der Anerkennung und Bewunderung der Menschen;
   a) seiner Freunde Selbitz und Sickingen,
   b) seiner Gegner Weislingen und des Ratsherrn von Heilbronn,
   c) unparteiischer Männer, wie des Bruder Martin, der Bauern und des Kaisers,
      (Vergleiche dazu die Disposition Nr. 36: Götz von Berlichingen, der letzte Ritter. I.)
2. in dem Glücke, das er in dem Schoße seiner Familie genießt,
   a) in dem liebevollen Verständnis seiner Gattin („Er hilft den Unterdrückten.“ — Vergl. I, 3. Z. 80 ff. u. 92 ff.),
   b) in der Treue, mit der sie bei ihm „bis in den Tod“ auszuharren bereit ist, ihrer Besorgnis um ihn (III, 20. Z. 8. — V, 4. Z. 32. — 9. Z. 11.) und dem Trost, den sie ihm spendet (IV, 1. Z. 16 ff. — 5. Z. 9 ff. — V, 13. Z. 11.),
   c) in der selbstlosen Liebe seiner Schwester, die es übers Herz bringt, den einstigen Verlobten um Schonung des Bruders zu bitten,
3. in dem friedlichen Tode mit dem beseligenden Vorgefühl „himmlischer Luft und Freiheit.“

Übergang. Aber Götz ist nicht ganz schuldlos; er hat sein ritterliches Wort gebrochen und sich — wenn auch in guter Absicht — zum Anführer der Bauern wählen lassen.

II. Die Strafe Götzens dafür besteht

1. in dem Vertragsbruch der Bauern (V, 2. Z. ff. — 5. Z. 5.)

und seinen Gewissensbissen über die Verbindung mit ihnen („Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen!"),

2. in der Verhängung des Todesurteils,
3. in dem Verluste seines treuen Knappen Georg. (V, 5. Z. 31.—14. Z. 49 ff.)

III. Die Strafe Weislingens, der äußerlich über Götz triumphiert, besteht

1. in dem Verrate seines Weibes Adelheid,
   a) die mit seinem Buben ein Liebesverhältnis unterhält (III, 5. — IV, 4. Z. 100. — V, 8. Z. 10.),
   b) deren Herz aber dem Kaisersohne Karl gehört (IV, 4. Z. 33 ff., 41 ff. u. 80.),
2. in seinem qualvollen Tode durch Gift, das ihm die Gattin durch ihren Buhlen sendet. („Ich sterbe, sterbe und kann nicht ersterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes sind die Qualen der Hölle." — Vergl. V, 8. Z. 38; 10. Z. 65.)

Schluß. Einen gleich schrecklichen Tod erleidet die Anstifterin dieses Unheils, „die schöne Teufelin" Adelheid, indem sie von den Richtern des heimlichen Gerichts dazu verurteilt wird, ihre doppelte Missethat mit Strang und Dolch zu büßen.

46.

Bruder Martin. Eine Charakteristik.

Einleitung. Goethe hat in seinem „Götz" die Erwähnung der Reformation vermieden, obgleich der Held der Dichtung selbst der neuen Lehre zugethan war. Dies geschah wohl, weil es dem Dichter nicht so darauf ankam, ein Zeit= als ein Charaktergemälde zu geben. Eine Hindeutung auf die für jene Zeit wichtige Kirchenspaltung liegt jedoch in der Einführung des Klosterbruders, der auch wohl deshalb denselben Vornamen wie Luther führt und wie dieser dem Augustinerkloster in Erfurt angehört.

Ausführung. Welche Charakterzüge fallen uns an dem Bruder Martin auf?

I. Seine Unzufriedenheit mit seinem Berufe, die sich äußert

1. in dem Widerwillen gegen die mönchische Unthätigkeit („Ich kann die müßigen Leut' nicht ausstehen. — Wollte, Gott

hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich sein. Mein Abt weiß, ich kann nicht ruhn, da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist." Vergl. I,2. Z. 133.),

2. in dem Wunsche, nicht in das Kloster zurückkehren zu müssen. („Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich." — Vergl. I,2. Z. 203 ff.)

II. Seine Empfänglichkeit für die Genüsse des Lebens und seine Klage über die widernatürlichen Gelübde der Enthaltsamkeit und Abtötung, und zwar

1. im Essen und Trinken („Essen und Trinken, mein' ich, ist des Menschen Leben. — Der Wein erfreut des Menschen Herz, und Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden."),

2. in der Ehelosigkeit. („Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! Des lebet er noch eins so lang! Ich kenne keine Weiber, und doch war das Weib die Krone der Schöpfung.")

III. Seine Vorliebe für den Ritterstand, die sich kund giebt

1. in der Bewunderung von Götzens Wehr und Waffen („Daß ich in Euren Harnisch verliebt bin!"),

2. in dem Wunsche, daß seine Schultern die Kraft besäßen, den Harnisch zu tragen, und sein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen (Vergl. I,2. Z. 150 ff.),

3. in der Freude, Götz von Berlichingen persönlich kennen zu lernen. („Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden.")

Schluß. Auch aus dieser Begegnung Götzens mit dem Bruder Martin ersehen wir also, daß „Goethes Neigung nicht dahin ging, beim Großen und Imposanten in der Entwicklung der Völker und Staaten zu verweilen, sondern vielmehr das allgemein Menschliche zu schildern, wozu er den tiefen Gehalt aus seiner Seele schöpfen konnte."

47.

Franz Lerse. Eine Charakteristik.

Einleitung. Goethe hat in Franz Lerse, dem treuen Diener seines Herrn, einem seiner liebsten Freunde, der zu seiner Zeit in Straßburg Theologie studierte, ein bleibendes Denkmal gesetzt. Der Studien-

genosse des Dichters hieß Franz Christian Lerse, war 1749 zu Buchsweiler im Elsaß geboren und starb als Vorsteher der Kunstsammlungen des Grafen Johann Frieß in Wien im Jahre 1800. In „Dichtung und Wahrheit“ sagt Goethe von ihm: „Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackern Figur, die sich auf eine so würdige Art zu subordinieren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben.“

Ausführung. Welche Charaktereigenschaften hat Goethe dieser dichterischen Gestalt beigelegt?

I. Lerse als Diener Götzens zeigt
 1. Bewunderung für seinen Herrn und seine ritterlichen Thaten, wodurch er dazu bestimmt wird, ihm seine Dienste anzubieten. (III,6. Z. 63. u. 64.),
 2. treue Anhänglichkeit an Götz und Elisabeth,
  a) indem er Elisabeth tröstet („Er wird zurückkehren. Ein so edler Mann! — Laßt ab, Euch zu quälen und mich.“) und ihr seine Dienste anbietet („Schreibt nur! Ich will dafür [für einen Boten an Sickingen] sorgen.“),
  b) indem er die Teilnahme Götzens am Bauernkriege bei Elisabeth zu entschuldigen („Er ward gezwungen; wo ist der Grund ihn zu verdammen?“), ja sogar ihn zu rechtfertigen sucht. („Müßten nicht Fürsten und Herren ihm Dank wissen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volkes geworden wäre, um ihrer Rauferei Einhalt zu thun und so viel Menschen und Besitztümer zu schonen?“)

II. Lerse als Kriegsmann beweist
 1. Tapferkeit und Geschicklichkeit im Kriegerhandwerk
  a) im Kampfe gegen Götz selbst (III,6. Z. 42 ff.),
  b) bei der Belagerung von Jagsthausen (III,19. Z. 4 ff. u. 26. „Da liegt der Spatz.“);
 2. Umsicht, Gewandtheit und Entschlossenheit bei der Übergabe der Burg Jagsthausen an die Reichstruppen. („Wie wär's, wenn sie uns freien Abzug eingestünden, da Ihr doch von Sickingen keinen Entsatz erwartet? Wir vergrüben Geld

und Silber, wo sie's mit keinen Wunschruten finden sollten, überließen ihnen das Schloß und kämen mit Manier davon. — Es kommt auf eine Probe an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus.")

III. Lerse als Mensch überhaupt beweist

1. Frömmigkeit, indem er bei Elisabeths Bekümmernis um Götz zu Gott betet: „Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst";
2. Herzensgüte, die ihn neben seiner treuen Anhänglichkeit an seinen Herrn dazu bestimmt, dessen Gattin in ihrer Bedrängnis zur Seite zu stehen. („Das Herz blutete mir, wie er mich von sich schickte. Wenn Ihr nicht meiner Hilfe bedürftet, alle Gefahren des schmählichsten Todes sollten mich nicht von ihm getrennt haben.")

Schluß. Die Anwesenheit des treuen, erprobten Dieners gereicht Götzen in seiner Todesstunde zum höchsten Trost. („Lerse, verlaß mich nicht.")

48.

Der Kaiser Maximilian.

Nach Goethes „Götz."

Einleitung. Nicht der ritterliche Max der Geschichte wird uns in Goethes „Götz" in der Person des Kaisers vorgeführt, sondern „ein alter, unmutiger, verdrießlicher Mann, der eine klägliche Rolle im Reiche spielt."

Ausführung. Welche Stellung nimmt der Kaiser zu den verschiedenen Ständen ein, und über welche Machtmittel verfügt er gegenüber seinen Widersachern?

I. Die Stellung des Kaisers zu den verschiedenen Ständen,

1. zu den geistlichen und weltlichen Fürsten,
   a) deren Herrschsucht sich darin zeigt, daß sie den Kaiser dazu benutzen, um „die Mäuse" (die Ritter) zu fangen, während sie, „die Ratten", inzwischen seine Besitztümer annagen (III, 20. Z. 19.)
   b) und die in ihrer Selbstsucht im Herzen Gott danken, „daß

der Türk' dem Kaiser die Wage hält" (Vergl. II, 9. Z. 90 ff.);

2. zu der Reichsritterschaft,

a) von der einzelne, wie Götz von Berlichingen, Sickingen und Selbitz ihm treu ergeben sind (Götz sagt zu Weislingen: „Ich bin Euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und der Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind, zu sterben eh', als die Luft jemandem zu verdanken außer Gott und unsere Treu und Dienst zu leisten als dem Kaiser." — Vergl. III, 17, Z. 98. — III, 20 Z. 55 ff. u. 70 ff. — IV, 2. Z. 52 u. 75 ff. Deshalb möchte dieser sie gerne schonen; denn „sie sind tapfer und edel"; er, möchte sie, wenn er Krieg führte, gerne in seinem Heere sehen. — Vergl. III, 1. Z. 79 ff. — IV, 4. Z. 19 ff. u, 25 ff.),

b) von der andere, wie Weislingen, aus unabhängigen, nur dem Kaiser unterthanen Rittern Hofschranzen und Diener der kaiserlichen Vasallen geworden sind. (I, 3. Z. 284 ff. — Vergl. I, 3. Z. 92 ff.);

2. zu den Bürgern und Bauern,

a) den Bürgern, auf die der Kaiser nicht rechnen kann, da sie in ihrer Selbstsucht nur dann zu ihm halten, wenn sie ihn brauchen („Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstentum, Herzogtum und anderes betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen".),

b) den Bauern, deren Aufstand er nach Goethes Darstellung noch erlebt, dessen Dämpfung er, obgleich sie schmählich unterdrückt sind (I, 1. Z. 90), dem schwäbischen Fürsten- und Städtebund überlassen muß. (V, 3. u. 5. Z. 54. ff. — 9. Z. 17 ff.)

II. Die unzulänglichen Machtmittel, über welche der Kaiser verfügt:

1. Das Reichskammergericht zu Speier, dessen Mitglieder bestechlich sind, obgleich vom Kaiser Visitationen an-

gesetzt werden, um die Mißbräuche und Nachlässigkeiten zu untersuchen und zu beseitigen, die sich bei dem Gerichtsverfahren eingeschlichen haben. (II, 10)

2. Der Reichstag i. J. 1495 in Worms, wo durch Verkündigung des „ewigen Landfriedens" das Fehderecht aufgehoben wird, ein Gebot, das freilich ohne Wirkung bleibt. (Vergl. I, 4. Z. 333 ff. u. 140.)

3. Das Reichsheer, auf das sich der Kaiser nicht verlassen kann, da wider seinen Willen an Götz Verrat geübt wird. (Götz: „Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!" — Kaiser: „Nur wollt' ich nicht, daß ihnen was zuleid geschehe. Gefangen möcht' ich sie haben, und dann müßten sie Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben" u. s. w.)

Schluß. Wir begreifen daher des Kaisers Mißmut, in dem er sagt: „Ich bin unmutig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurücksehe, möcht' ich verzagt werden; soviel halbe, soviel verunglückte Unternehmungen! — und das alles, weil kein Fürst im Reiche so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken."

49.

Die Vertreter der neuen Zeit in Goethes „Götz von Berlichingen."

Einleitung. Wie Goethes „Götz" in einer Zeit der Gärung, der Sturm- und Drangperiode der deutschen Dichtung, entstanden ist, in der sich die aufstrebenden Originalgenies gegen die hergebrachte Regel auflehnten, so schildert auch jene Dichtung eine Zeit des Widerstreites und Kampfes, den Übergang des Mittelalters in die neue Zeit.

Ausführung. Vertreter der neuen Zeit in Goethes Dichtung sind

I. aus dem geistlichen Stande

1. der Bruder Martin,
   a) dem seine Klostergelübde lästig fallen und der mit den Ansichten, die er Götzen darüber ausspricht, auf die Reformation hindeutet,
   b) der von Bewunderung für das Rittertum erfüllt ist;
2. der ränkevolle Bischof von Bamberg, dessen weltlicher Sinn sich äußert in seiner Vorliebe

a) für die Genüsse der Tafel und unterhaltende Spiele (I, 4. II, 1).,
b) für den Umgang mit schönen Frauen, hofmännischen Rittern (II, 5.), andern Lebemännern und schmarotzenden Schmeichlern (dem Weinfaß von Fulda und Liebetraut) (II, 1.),
c) für weltliche Händel und Fehden (I, 1. Z. 26 ff. — I, 5. Z. 50 ff. — II, 5. Z. 11. ff.);

II. aus dem weltlichen Stande

1. Weislingen, der dem ritterlichen Herkommen und Brauch zuwider
a) sein Ritterwort bricht (II, 8. Z. 15. u. 48 ff.),
b) ein prunkvolles buhlerisches Hofleben dem Leben auf seiner Burg, das Hofschranzentum im Dienste eines Fürsten der alleinigen Unabhängigkeit vom Kaiser vorzieht (I, 3. Z. 283 ff.);

2. Olearius, der auf das Emporkommen der Wissenschaft und die Beseitigung des deutschen Rechts durch das römische hindeutet (I, 4. Z. 10 ff.; 40 ff.; 80 ff. u. 89 ff.);

3. die Bauern, welche,
a) zur Selbsthilfe getrieben, sich gegen Gesetz und Herkommen auflehnen (V, 1. Z. 5.),
b) auf Vertilgung des Rittertums und Zerstörung der Ritterburgen ausgehen. (V, 1. Z. 34 ff. u. 46 ff.)

Schluß. Das Einbrechen der neuen Zeit hat der Dichter dann auch durch die Hindeutung auf die Machtlosigkeit des Kaisers (III, 1.) und die unritterliche Erziehung von Götzens Sohn (I, 3. Z. 5. ff. u. s. w.) zu veranschaulichen gesucht.

50.

Der Bauernkrieg in der Geschichte und in Goethes „Götz".

Einleitung. Goethe bedient sich im fünften Aufzuge seines „Götz von Berlichingen" des Bauernkrieges, um seinen Helden, der, nachdem er Urfehde geschworen hat, auf seiner Burg eine Beschreibung seines Lebens verfaßt, aus dieser seiner Unthätigkeit herauszureißen.

Ausführung. Wie stellt sich der Dichter dabei zu der geschichtlichen Überlieferung?

I. Die Abweichung der Goetheschen Darstellung von der Geschichte.

Goethe stellt den Bauernkrieg dar als die Erhebung eines sittlich verwahrlosten und verwilderten Haufens von Empörern,

1. während er in Wirklichkeit das verzweifelte Ringen des durch schwere Abgaben, übertriebene Frondienste und ungerechte Behandlung heruntergekommenen Bauernstandes um Befreiung von dieser rechtlosen Unterdrückung durch die weltlichen und geistlichen Herren war;
2. während jene Empörer, indem sie irrtümlich Luthers Kampf für Glaubensfreiheit auch als einen Kampf für die staatliche und bürgerliche Freiheit auffaßten, von der Einführung der neuen Lehre zugleich auch für ihre Sonderbestrebungen die Erfüllung ihrer billigen Forderungen wie ihrer überspannten Hoffnungen erwarteten.

II. Übereinstimmung der Dichtung mit der Geschichte. Diese findet statt

1. in der Darstellung der unmittelbar vor Götzens Eingreifen liegenden Ereignisse; denn es steht geschichtlich fest,
   a) daß ein früherer Schenkwirt, Georg Metzler, ein ruchloser Mensch, der Führer war, um den sich die Bauern des Odenwaldes und andere Haufen scharten (V, 1. Z. 24.),
   b) daß sie Weinsberg einnahmen, und an der Besatzung unter dem Grafen Ludwig von Helfenstein blutige Rache für die Grausamkeit nahmen, mit der Georg, Truchseß von Waldburg, der Anführer des Heeres des schwäbischen Bundes, die gefangenen Bauern hatte hinrichten lassen (V, 1. Z. 34 ff.);
2. in der Darstellung von Götzens Führerschaft im Bauernkriege, indem er in der That,
   a) wenn auch gezwungen, aus Freude an kriegerischer Thätigkeit und aus alter Feindschaft gegen den schwäbischen Bund der Anführer der Empörer wurde,
   b) diese Verpflichtung nur für die Zeit von vier Wochen und unter dem Ausdruck seines Mißfallens über ihr wildes Treiben annahm.

Schluß. Der ganze weitere Verlauf des Krieges ist dagegen eine Erfindung des Dichters.

51.

Elisabeth.

Eine Charakteristik nach Goethes „Götz von Berlichingen."

Einleitung. Goethe hat in Elisabeth, Götzens Gattin, seiner Mutter, der Frau Rat, ein Denkmal gesetzt. Gleich dieser erscheint jene als eine wirtliche Hausfrau, fürsorgliche Mutter und Gattin.

Ausführung.

I. Elisabeth als Hausfrau.

1. Sie kümmert sich um Küche und Keller („Ich will gleich's Essen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch all' sein. — Nimm die Kellerschlüssel und hol' vom besten Wein! Sie haben ihn verdient" — Vergl. III, 18. Z. 10.);
2. doch stets denkt sie zuerst an den Hausherrn. (Götz: „Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau! — Ist keine mehr da?" — Elisabeth: „Noch eine; ich habe sie für dich beiseit' gesetzt.")

II. Elisabeth als Mutter.

1. Sie flößt ihrem Sohne Karl Achtung vor dem Vater ein, indem sie ihm erzählt, wie Götz den Bedrängten helfe. (I, 3. Z. 59—70)
2. Sie sucht den Mut ihres Sohnes zu erwecken, indem sie ihn mit seiner Furchtsamkeit neckt. („Is ein rechter Bursch, fürcht' sich vor Hexen.")

III. Elisabeth als Gattin.

1. Sie hat Verständnis und Teilnahme für Thun und Treiben ihres Gatten, indem sie
   a) ihn wegen seines Verhaltens gegen Weislingen vor Maria rechtfertigt (I, 3. Z. 80 ff.),
   b) sich danach erkundigt, wie es bei der Gefangennahme Weislingens zuging (I, 3. Z. 105 ff.),
   c) Maria und Sickingen auffordert, Jagsthausen zu verlassen, da letzterer, „wenn er neutral zu sein scheine", im schlimmsten Falle für Götz beim Kaiser ein gutes Wort einlegen könne (III, 17. Z. 53. — Vergl. dazu III, 4. Z. 21 ff.),
   d) die schwierige Lage erkennt, in die Götz durch die Übernahme der Führung der Bauern geraten ist. (V, 4. Z. 12 ff. u. 21 ff.)

2. Sie zeigt ihre Liebe zu Götz darin, daß
   a) sie um ihn besorgt ist, wenn er auf seinen Fehdezügen lange ausbleibt (I, 3. Z. 43 ff.),
   b) sie in Not und Gefahr bei ihm ausharrt „bis in den Tod" (Vergl. IV, 5. u. V, 14.),
   c) sie Maria veranlaßt, zu Weislingen zu gehen und ihn um Götzens Rettung anzuflehen (V, 9. Z. 21 ff.),
   d) sie in Heilbronn den gefangenen Gatten über das Los seiner „lieben Getreuen" beruhigt und ihn mahnt, sich in sein Geschick zu fügen („Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht! Sie haben ihren Lohn, er wird mit ihnen geboren, ein freies, edles Herz. Laß sie gefangen sein, sie sind frei! Gieb auf die deputierten Räte acht! — Mäßigt Euch!"),
   e) sie ihn während seiner Muße in Jagsthausen auffordert, seinen Mißmut dadurch zu verscheuchen, daß er an der Beschreibung seines Lebens fortfahre („Gieb deinen Freunden ein Zeugnis in die Hand, deine Feinde zu beschämen! Verschaff' einer edlen Nachkommenschaft die Freude, dich nicht zu verkennen"),
   f) sie ihn während seiner letzten Gefangenschaft aufzurichten („Ja, Lieber! Richtet Euch auf! Es kann sich vieles wenden!"), zu trösten und zu zerstreuen sucht. („Willst du nicht was essen? — Ein schöner Frühlingstag! — Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?")

Schluß. Mit Recht sagt Götz deshalb von Elisabeth: „Wen Gott lieb hat, dem geb' er so eine Frau", wie denn auch einer seiner letzten Gedanken und Wünsche ihr gilt: „Arme Frau! Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht!"

52.

Maria und Adelheid, zwei Frauengestalten aus Goethes „Götz von Berlichingen".

Einleitung. Maria und Adelheid gleichen sich nur insofern, als sie beide nicht demselben Manne Herz wie Hand schenken; denn wir müssen annehmen, daß Maria Weislingen liebe (III, 2. Z. 7.); dennoch

heiratet sie Sickingen, während Adelheid den Fürstensohn Karl liebt und sich mit Weislingen vermählt. Sonst sind beide aber verschiedene, ja entgegengesetzte Naturen.

Ausführung. Welches sind die hervorstechendsten Eigenschaften beider?

I. Maria ist

1. „frommherzig" und ängstlich, indem sie
   a) ihren Neffen Karl zur Frömmigkeit zu erziehen sucht (Die Erzählung von dem frommen Kinde. I, 3. Z. 5 ff. und 75 ff.),
   b) durch das Ausbleiben Götzens beunruhigt wird („Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahre.");
2. opferfähig,
   a) indem die Liebe zu ihrem Bruder für sie mitbestimmend ist, sich mit Weislingen zu verloben, da sie diesen dadurch dauernd an Götz zu fesseln hofft („Bestimmt meine Antwort nach dem Werte seiner Verbindung mit Euch!" I, 5. Z. 61.),
   b) indem sie dann aus demselben Grunde Sickingen heiratet (III, 15. Z. 11; 14. Z. 45., 46. und 70.),
   c) indem sie sich nicht scheut, ihren früheren Verlobten um die Rettung des Bruders anzuflehen (V, 10. Z. 28., 29. und 42 ff.), jenem verzeiht und ihm bei seinem qualvollen Tode tröstend zur Seite steht. („Laß mich bleiben! Du bist allein. Vergiß alles! Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse." — Vergl. V, 10. Z. 103 ff.)

II. Adelheid ist

1. eitel und gefallsüchtig, indem sie
   a) als einzige Frau am Hofe des Bischofs lebt und mit den Hofleuten vertrauten Umgang pflegt (II, 1. und 3.),
   b) sich die glühende Liebe Franzens gefallen läßt (III, 5. — IV, 4. Z. 100 ff.);
2. selbstsüchtig, ehrgeizig und grausam, indem sie
   a) Weislingen ihre Hand reicht, um sich durch ihn ihre Güter zu erhalten (II, 3. Z. 48 ff. — II, 9. Z. 82 ff. und 93 ff.),

b) daneben aber doch den Kaisersohn Karl liebt (II, 3 Z. 18 ff. — IV, 4. Z. 34 ff., 41 ff., 60 ff. u. 80 ff.),

c) selbst vor der Ermordung des Gatten nicht zurückbebt, da dieser ihren hochstrebenden Plänen im Wege steht. (V, 8. Z. 40. und 41. — V, 10. Z. 65 ff.)

Schluß. Mit Recht wird Adelheid daher ein verführerisches Weib genannt, „bei deren Schöpfung Gott und der Teufel ums Meisterstück wetteten", während der Dichter der Maria Züge von seiner Schwester Cornelia geliehen hat.

53.

Die guten und schönen, wie die sittlich bedenklichen Seiten des Ritterwesens zu Götzens Zeit.

54.

Das Leben am Hofe des Bischofs von Bamberg.

55.

Welche Charakterzüge des deutschen Volkes treten uns in Goethes „Götz von Berlichingen" entgegen?

56.

Die Zustände des deutschen Reichs in Goethes „Götz".

57.

Kulturbilder aus Goethes „Götz".

58.

Die Stände des Reichs nach Goethes „Götz".

59.

Herren und Knechte in Goethes „Götz".

60.

Herrenburg und Fürstenhof nach Goethes „Götz".

61.

Der Bauernkrieg nach Goethes „Götz".

62.

Welche großen Zeitfragen werden in Goethes „Götz" berührt?

63.

Wie Götzens Sohn erzogen wurde.

64.

Götzens Fehde mit den Nürnbergern.

65.

Die Belagerung des Schlosses Jagsthausen.

66.

Die Jugendgeschichte des Götz.

67.

Götz, ein Hort der Bedrängten.

68.

Wie rechtfertigt Götz seinen Entschluß, die Führung der Bauern zu übernehmen?

69.

Wodurch wird Götz eine tragische Person?

70.

Georg, der brave Reitersmann.

71.

Charakteristik des Franz.

72.

Wo viel Licht ist, ist viel Schatten. (I, 2.)

73.

Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. (I, 4.)

74.

Langeweile, du bist ärger als ein kaltes Fieber. (II, 9.)

75.

Die Welt ist ein Gefängnis. (V, 14.)

76.

Die geschichtliche Grundlage in Goethes „Egmont".

Einleitung. Als Quelle für sein Drama benutzte Goethe des Jesuiten Famianus Strada Gesichtswerk de bello Belgico decades duae und die „eigentlich und vollkommene historische Beschreibung des Niderländischen Kriegs" von Emanuel von Meteeren.

Ausführung. Die geschichtliche Grundlage des Dramas.

I. Die Erregung des niederländischen Volkes.

1. Sie beruhte auf der alten Abneigung gegen die spanische Herrschaft.
2. Sie war genährt worden durch die verfassungswidrige Besetzung des Landes durch spanische Truppen, die Philipp II. nach dem Kriege gegen Heinrich II. von England (Schlacht bei St. Quentin 1557, bei Gravelingen 1558) und nach dem Friedensschluß zu Château Cambrésis in den Niederlanden zurückgelassen hatte.
4. Sie war gefördert worden durch die versuchte Ausübung eines Gewissenszwanges (Unterdrückung der Reformation und Einführung der Inquisition), die Vermehrung der Bistümer und die Ernennung eines Ausländers, Granvellas, zum Erzbischof von Mecheln, der vom Papste das Primat samt dem Kardinalshute erhielt.
4. Sie wurde nicht beseitigt durch die Einsetzung Margaretes von Parma zur Regentin. Diese war eine natürliche Tochter Karls V., geboren in den Niederlanden 1522, in zweiter Ehe mit dem Herzog Ottavo i Farnese von Parma vermählt und seit 1559 Regentin der Niederlande.

II. Die Regentschaft Margaretes und die Ereignisse während dieser:

1. Die Machtlosigkeit Margaretes, die Aufregung des Volkes zu beseitigen, obgleich sie ihre Zuflucht zu milden wie zu strengen Maßregeln nahm.
2. Die Entlassung ihres Beraters Granvella auf das Verlangen des niederländischen Adels 1564.
3. Die Andauer der Ketzerverfolgungen und Philipps Verlangen, die Beschlüsse des trientinischen Konzils durchzuführen, bestimmten die Regentin, den Grafen Egmont nach Madrid

abzusenden; aber der König erklärte, er wolle lieber tausendmal sterben, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten; auch beharrte er auf der strengen Durchführung der trientinischen Beschlüsse.

4. Der Kompromiß von Breda (1566), der Adelsbund der Geusen (gueux Bettler), die sich eidlich verpflichteten, sich mit aller Macht der Einführung der Inquisition zu widersetzen und einander bei religiösen Verfolgungen brüderlich beizustehen.

5. Der Bildersturm, der zuerst am 28. August 1566 zu St. Omer in Flandern ausbrach, später auch in andern Städten, namentlich in Antwerpen. Folgen davon:

   a) Der Vertrag Margaretes mit den Geusen, nach dem die Inquisition in den Niederlanden wieder aufgehoben werden sollte, den jene jedoch nicht einhielt.

   b) Der Aufstand der Protestanten in Valenciennes.

   c) Der Eid, durch den Margarete den Adel verpflichten wollte, die Aufständischen zu verfolgen und den katholischen Glauben zu beschützen, wurde von Oranien gar nicht, von Egmont erst nach längerem Bedenken geleistet.

   d) Die Zusammenkunft Oraniens mit Egmont zu Villebroek einem Dorfe zwischen Brüssel und Antwerpen, am 3. April 1567, bei welcher Egmont den Freund vergebens der Regentin willfährig zu machen suchte, worauf Oranien von jenem einen ergreifenden Abschied nahm, nachdem es ihm nicht gelungen war, ihn von den drohenden Gefahren zu überzeugen. Nach Niederlegung seiner Statthalterschaft verließ dann Oranien das Land.

III. Die Gewaltherrschaft des Herzogs von Alba in den Niederlanden.

1. Der Beschluß des Staatsrats, den durch seinen religiösen Fanatismus berüchtigten Herzog mit einem Kriegsheer von Spaniern und Italienern in die aufrührerischen niederländischen Provinzen zu senden, deren Bewohner auf das bloße Gerücht davon von Schrecken ergriffen wurden, sodaß mehr als 100,000 Menschen flüchtig die Heimat verließen.

2. Albas Ankunft in Brüssel am 22. August 1567.

3. Die Verhaftung der Grafen Egmont und Hoorn (9. Septbr.

1567.), nachdem Alba sie unter dem Vorwande einer Beratung in den Kulenburgischen Palast gelockt hatte, wo er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

3. Abdankung der Regentin, welche aber erst im Februar 1568 das Land verließ.

4. Einsetzung des „Rates der Unruhen", der vom Volke der „Blutrat" genannt wurde. Ein Mitglied dieses Rates, Johann de Vargas, Albas Günstling, äußerte, daß die Niederländer sämtlich den Galgen verdient hätten, und so wurden auch täglich Menschen verbrannt, gehängt und geköpft.

5. Anklage der Grafen Egmont, Oranien und Hoorn auf Hochverrat und ihre Verurteilung zum Tode (4. Juni 1568), obgleich
   a) Sabina von Bayern, Egmonts Gattin, die Hilfe des Kaisers Maximilian II. und die Gerechtigkeit des Königs Philipp anrief und
   b) die Angeklagten als Ritter des goldenen Vließes die Zuständigkeit des „Blutrats" verwarfen.

6. Die Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorn auf dem Markte zu Brüssel (5. Juni 1568), nachdem sie bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen gehalten worden waren.

7. Der Freiheitskrieg der Niederländer, durch den sie sich im Vertrage von Antwerpen 1609 die Freiheit des Glaubens erkämpften, die ihnen aber erst nach einem zweiten Kriege (1621—48) nebst ihrer Unabhängigkeit von Spanien durch den westfälischen Frieden bestätigt wurde.

Übergang. Goethes Drama umfaßt die Zeit von dem Ausbruch des Bilderstreites bis zum Tode Egmonts.

Schluß. Abweichungen von der Geschichte in Goethes Drama. Der Dichter hat an Stelle des vom Adel geforderten Eides die Erklärung im Staatsrate gesetzt und die Unterredung zwischen Egmont und Oranien nach Brüssel verlegt. Auch erfolgt in dem Drama die Abdankung der Regentin vor Albas Ankunft; bald nach der letzteren findet dagegen die Hinrichtung Egmonts statt. Weggeblieben ist Graf Hoorn und Egmonts Sendung nach Madrid, erfunden der Name von Egmonts Geheimschreiber, der in Wirklichkeit Johann Casembrot von Beckerzeel hieß; Die Person Oraniens tritt zurück, die Klärchens

und die Umbildung der Charaktere Egmonts, Ferdinands und Macchiavells sind eine dichterische Erfindung Goethes.

77.

Wie erklären wir uns in Goethes „Egmont" die Abweichungen von der geschichtlichen Überlieferung?

Einleitung. Goethe hat in seinem „Egmont" den historischen Hintergrund im allgemeinen getreu geschildert. Das Drama beginnt mit der Kunde, die sich über den ausgebrochenen Bildersturm in Brüssel verbreitet, und schließt mit dem Tode des Haupthelden.

Ausführung. In welchen wesentlichen Punkten und aus welchen Gründen ist der Dichter dennoch von der geschichtlichen Überlieferung abgewichen? Abweichungen davon finden sich:

I. In der Darstellung der Thatsachen,
   1. indem Goethe die Unterredung zwischen Egmont und Oranien von Villebroeck, einem Dorfe zwischen Brüssel und Antwerpen, nach Brüssel verlegt,
      a) weil dieser Ort dem Schauplatz der Begebenheiten näher lag und die Warnungen, die Egmont hier erhielt, so besser in den Zusammenhang der Darstellung paßten;
      b) weil wir uns die beiden Volkshäupter als in der Hauptstadt gleichzeitig anwesend denken sollen, da Alba sie nach Goethes Darstellung zusammen gefangen zu nehmen gedenkt;
   2. indem der Dichter die Abdankung der Regentin vor Albas Einzug in Brüssel verlegt,
      a) damit dieser dort den Grafen Egmont ohne den Beistand jener finde,
      b) damit uns des Dichters Auffassung näher geführt werde, daß Egmont durch seine Sorglosigkeit seinen Untergang selbst verschuldet habe, indem er es verabsäumte, auf die Regentin, deren Herzen er teuer war, seinen Einfluß zu üben, um mit ihr vereint, Alba fern zu halten;
   3. indem Goethe die Zeitdauer von fast zwei Jahren auf einige Monate oder Wochen zusammenzieht*) und die Ereignisse ein-

---

*) Bildersturm 28. August 1566. Egmonts Hinrichtung 6. Juni 1568.

einander näher rückt, um dadurch ihren Zusammenhang und ihre enge Beziehung zu dem Helden hervorzuheben.

II. In der Beschränkung der mitwirkenden Personen, indem der Dichter, „um die Handlung zu vereinfachen und die Teilnahme nicht zu spalten",

1. den geschichtlich bedeutenderen Wilhelm von Oranien in den Hintergrund gerückt und ihn nur als Gegenstück zu dem Haupthelden benutzt,
2. den Grafen Hoorn ganz weggelassen hat.

III. In der Erfindung von Personen und der Umgestaltung der geschichtlich gegebenen Charaktere,

1. indem Goethe die durch die reine Liebe Brackenburgs geadelte Gestalt Klärchens erfand, um uns dadurch einerseits die Thatenlosigkeit und Sorglosigkeit des Helden, andrerseits seine Unwiderstehlichkeit zu schildern;
2. indem er uns gegen die geschichtliche Überlieferung in Oliva einen für Egmont besorgten Freund zeigte, der aber seine Warnungen tauben Ohren predigte, woraus wir Egmonts blindes Vertrauen kennen lernen und wodurch wir auf den Abweis vorbereitet werden, den er den wohlgemeinten Ratschlägen Oraniens erteilt;
3. indem er Albas Sohn aus dem blutdürstigen Spanier der Geschichte in einen für Egmont und seine Vorzüge schwärmenden Jüngling verwandelte und die Traumerscheinung am Schlusse hinzufügte, um bei der „von der Mutter vererbten Scheu vor gewaltsam schmerzlichen Gemütsbewegungen den Eindruck der tragischen Situation durch künstlerische Mittel zu mäßigen und zu mildern";
4. indem er den Charakter und die äußeren Verhältnisse des Helden von der Geschichte wesentlich abweichend darstellte; denn Strada schildert ihn als einen Mann,
   a) der trotz seines Strebens um die Wahrung der Rechte des Volkes der Regierung Schwierigkeiten bereitete, um sie seine Macht fühlen zu lassen,
   b) der aus Eitelkeit zwar dem Volke schmeichelte, aber auch die Gunst des Königs nicht verlieren wollte,
   c) der, eifersüchtig auf den ihm überlegenen Wilhelm von

Oranien, über dessen Entfernung aus den Niederlanden erfreut war, da ihm damit sein Nebenbuhler aus dem Wege geräumt wurde,

d) der als Gatte einer bayrischen Prinzessin und Vater mehrerer Kinder auf die Vermehrung und Erhaltung seines Vermögens bedacht war und fürchtete, daß seine Flucht die Einziehung seiner Güter zur Folge haben könnte.

Diese Eigenschaften aber machten Egmont ungeeignet zu dem Helden der Dichtung; Goethe tilgte deshalb die Flecken, die seinem Helden anhafteten und verlieh ihm die Gabe, alle Menschen zu fesseln (attrattiva); dazu schien ihm ein Mann mit Weib und und Kindern ungeeignet, wogegen der jugendliche Egmont der Dichtung (ein Abbild Goethes) in seinem Edelmut und seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit alle Eigenschaften besitzt, um sowohl die Gunst des Volkes, die Liebe der Regentin wie Klärchens zu gewinnen, und anderseits die warme Teilnahme des staatsklugen Oranien wie Ferdinands zu erregen.

Schluß. Goethes Dichtung ist eben kein Drama im eigentlichen Sinne, sondern ein dramatisches Charaktergemälde, dessen Einheit nicht sowohl in der Handlung, als in dem Helden liegt, dem „Angelpunkte des Ganzen." Daher hat Goethe auch noch manche kleinen ungeschichtlichen Beziehungen Egmonts erfunden, wie die zu seinem Sekretär und die Vertrauensstellung zu der Regentin, daher hat er auch die Volksscenen in seine Darstellung eingeflochten.

78.

Der Gang der Handlung in Goethes „Egmont".

Einleitung. Wir unterscheiden in Goethes „Egmont" die Haupthandlung, Egmonts Stellungnahme zu den Freiheitsbestrebungen des niederländischen Volkes, und die Nebenhandlung, Klärchens Liebe zu Egmont. Beide Handlungen sind durch die volkstümliche Gesinnung Klärchens mit einander in engen Zusammenhang gebracht.

Ausführung. Der Gang der Handlung.

I. Exposition.

1. Die Verehrung des Volkes für Egmont wird hervorgehoben durch das Mißtrauen, welches jenes gegen den König Philipp hegt. Dabei tritt die Mißstimmung gegen

die Regentin wegen der Vermehrung der Bischöfe und der Unterdrückung der Reformation hervor, wie zugleich das Vertrauen auf Oranien. („Das ist ein rechter Wall.") I, 1.*)

2. Die Schilderung des Ausbruchs des Bildersturms und Egmonts Gleichgültigkeit dagegen. Margaretes Besorgnis für Egmont. (Erregendes Moment.) I, 2.
3. Klärchens Vorliebe für das Soldatenleben; ihr Liebesglück und ihre Stellung zu Brackenburg.

II. Steigende Handlung.

1. Egmonts Sorglosigkeit und Zuversicht trotz der wachsenden Gefahr. (Erste Stufe.) Er offenbart diese
   a) bei der Zusammenrottung des Volkes in Brüssel (Vansen. II, 1);
   b) in dem Gespräche mit seinem Sekretär. (II, 2.)
2. Egmonts Verblendung gegenüber den Warnungen Oraniens. (Zweite Stufe.) II, 2.
3. Egmont im Vollgenuß seines Liebesglücks trotz der Nachricht von der Annäherung Albas und der Absicht Margaretes, freiwillig auf die Regentschaft zu verzichten. (Dritte Stufe.) III.

III. Höhepunkt.

1. Vorstufen.
   a) Die Stimmung des Volkes über Albas Gewaltmaßregeln. Die Abreise Margaretes und Oraniens. Besorgnis für Egmont. IV, 1.
   b) Die Vorbereitung zu Albas Anschlag auf Egmont im Kulenburgischen Palast. IV, 2. Anfang. Albas Schwanken.
2. Die Unterredung zwischen Alba und Egmont. (Höhe.) IV, 2.

IV. Umschlag. Die Gefangennahme Egmonts. IV, 2. Schluß. Vorbereitung der Katastrophe. (Fallende Handlung.)

1. Klärchens vergeblicher Versuch, die Befreiung Egmonts durch einen Aufstand der Bürger zu bewerkstelligen. V, 1.
2. Egmont im Kerker; seine Hoffnung auf die Gerechtigkeit des Königs, die Freundschaft der Regentin und die Hilfe der Freunde und des Volkes. V, 2.

---

*) Die angeführten Stellen (ev. die Seitenzahl) beziehen sich auf die bei Ferd. Schoeningh ersch. Ausgabe des „Egmont" von L. Zürn. Paderborn 1893.

3. Klärchens selbstgewählter Tod auf die Kunde von Egmonts Verurteilung. V, 3.

4. Die Verkündigung des Todesurteils. V, 4.

Übergang. Ferdinands Teilnahme an Egmonts Geschick und der Trost, den dieser in dem Gespräche mit dem Sohne Albas findet, den er um seine Fürsorge für die Geliebte bittet. V, 4.

V. Katastrophe. Egmonts Schlummer und das Traumgesicht. Seine Ergebung in sein Schicksal und seine Hoffnung auf den Sieg der Sache seines Volkes. V, 4. Schluß.

Schluß. So ist es dem Dichter gelungen, obgleich sein „Egmont" nur ein dramatisches Charaktergemälde ist, diesen in seinem äußeren Aufbau die Form des Dramas zu geben.

79.

Die Bestimmung und Verteilung der Zeit, in der sich die Handlung von Goethes „Egmont" abspielt?

Einleitung. Die Handlung von Goethes „Egmont" umfaßt die geschichtlichen Ereignisse von fast zwei Jahren, da der Bildersturm am 28. August 1566, Egmonts Hinrichtung aber am 6. Juni 1568 stattfand. Der Dichter hat jedoch die Zeitdauer in einige Monate oder Wochen zusammengezogen.

Ausführung. Wie verteilt sich die Handlung in Goethes „Egmont" auf diesen Zeitraum?

I. Der erste Tag umfaßt den ersten Aufzug, d. h.

1. das Armbrustschießen der Soldaten und Bürger,
2. das Gespräch zwischen der Regentin und Macchiavell,
3. die Scene bei Klärchen.

Übergang. Zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge liegen einige Tage, da Oranien erst von Antwerpen zur Sitzung des Staatsrates herbeigeholt werden muß („Ich habe nach Antwerpen um ihn [Oranien] geschickt") und da die Regentin unterdessen die Antwort des Königs auf ihren Bericht (I, 2. Ende.) erhalten hat. (III, 1.)

II. Der zweite Tag umfaßt den zweiten und dritten Aufzug, d. h.

1. die Staatsratssitzung, die zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge stattgefunden hat (III, 2. Klärchen: „Du warst gewiß heute bei der Regentin?" — Egmont: „Ich war bei ihr," d. h. in der Sitzung des Staatsrats.),

2. die Scene mit den Bürgern, unter die Egmont auf dem Wege aus dem Staatsrate nach seinem Hause geraten ist,
3. das Gespräch Egmonts mit dem Sekretär und mit Oranien,
4. den Besuch bei Klärchen, wohin sich Egmont unmittelbar nachdem Oranien sich entfernt hat, begiebt (Vergl. Egmonts Worte: „Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln, wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.“ Ende des zweiten Aufzugs.),
5. das dazwischen liegende zweite Gespräch der Regentin mit Macchiavell.

Übergang. Zwischen dem dritten und vierten Aufzuge liegen einige Monate oder Wochen. (Vergl. IV, 2. wo Egmont zu Alba sagt: „Sie [die Regentin] führte zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in einigen Monaten zu seiner Pflicht zurück.“) Was ist während dieser Zeit geschehen?

1. Der Herzog Alba ist in Brüssel angekommen. (Geschichtlich am 22. August 1567.)
2. Er hat Zusammenrottungen unter Androhung strenger Strafen verboten.
3. Die Regentin und Oranien sind abgereist.

III. Der dritte Tag umfaßt den vierten Akt und die beiden ersten Scenen des fünften Aufzugs.

1. Auf den Vormittag des Tages fallen die dritte Volksscene und die Scenen im Kulenburgischen Palast. (Akt IV.)
2. Am Abend dieses Tages findet die vierte Volksscene statt, in der Klärchen die Bürger vergeblich zur Befreiung Egmonts aufzufordern sucht.
3. Die darauf folgende Nacht ist die erste, die Egmont im Kerker zubringt.

IV. Der vierte Tag. Er fällt zwischen die zweite und dritte Scene des fünften Aufzugs; an diesem Tage erfolgt die Verurteilung Egmonts durch das Gericht der Zwölfe. Die darauf folgende Nacht umfaßt

1. den Tod Klärchens,
2. die zweite Kerkerscene. Anbruch des neuen Tages. (Vergl. Egmonts Worte: „Und was die letzte Nacht mich ungewiß

auf meinem Lager wachend fand, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.")

Schluß. Jedenfalls hat der Dichter die einzelnen Ereignisse einander näher gerückt, um dadurch ihren Zusammenhang und die Beziehung zu dem Helden in ein deutlicheres Licht zu setzen.

80.

Inwiefern bildet der erste Aufzug in Goethes „Egmont" die Exposition dieses Dramas?

Einleitung. Der Zweck der Exposition ist, uns in die Handlung einzuführen und mit der Stellung des Helden dazu, wie den Grundzügen seines Charakters bekannt zu machen.

Ausführung. Der erste Aufzug von Goethes „Egmont" erfüllt diesen Zweck insofern, als darin dargelegt wird:

I. Das Verhältnis Egmonts zu dem Volke, das ihn verehrt („Ach, was ist's ein Mann, alle Provinzen beten ihn an.")
   1. wegen seines Wohlwollens und seiner Freigebigkeit („Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mitteilte, auch dem, der's nicht bedarf."),
   2. wegen seiner Nachsicht gegen die Anhänger und Prediger der neuen Lehre („Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehen, hat's so genau nicht genommen und vielleicht sich heimlich gefreut, daß wir [die spanische Regierung] etwas zu schaffen hatten." — Vergl. I, 1. Z. 155 ff. Buyck.),
   3. wegen seiner Sorge für die Erhaltung der alten Freiheiten. („Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt.")

II. Das Verhältnis Egmonts zu den Soldaten, die ihn hoch schätzen („Gestern gingen von seinen Leuten vorbei und sangen Lobliedchen auf ihn.")
   1. wegen seiner Fertigkeit im Schießen („Er [Buyck] schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont."),
   2. wegen seiner persönlichen Tapferkeit („Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen."),
   3. wegen seines Feldherrntalents, das er bei St. Quentin (1557) und bei Gravelingen (1558) bewiesen hatte.

III. Das Verhältnis Egmonts zu seinen Standesgenossen, auf die er einen großen Einfluß übt

1. durch seine Gastlichkeit („Seine Gesellschaften, Gastmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte."),
2. durch seine gewinnende Persönlichkeit. („Mit seinen Gesundheiten haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verziehenden Schwindel geschöpft.")

IV. Das Verhältnis Egmonts zur Regentin,

1. die ihn kennt und darum „für gefährlicher als ein entschiedenes Haupt einer Verschwörung hält,
2. die ihn aber auch seiner guten Eigenschaften wegen schätzt („Sein niederländischer Adel und sein golden Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit."),
3. die den stattlich schönen Mann vielleicht sogar liebt, jedenfalls für ihn fürchtet. („Ich müßte mich sehr irren, wenn man ihm bei Hofe nicht alles gedenkt.")

V. Das Verhältnis Egmonts zu Kläre,

1. die aus Liebe zu ihm ihres guten Rufes vergessen, den Heiratsantrag des wackern Brackenburg zurückgewiesen und
2. sich sogar für die Kriegsthaten des „großen Egmont" begeistert hat.

Schluß. So lernen wir in den Beziehungen zu Egmont zugleich die ganze Lage des Landes, die Mißstimmung des Volkes gegen die spanische Regierung, wie die Maßnahmen dieser kennen und werden zugleich in die doppelte Handlung des Dramas, die Stellungnahme Egmonts zu den Mißständen im Lande und sein Liebesverhältnis zu Klärchen eingeführt.

81.

Was erfahren wir in Goethes „Egmont" über die äußeren Verhältnisse des niederländischen Volkes?

Einleitung. Goethe weicht zwar in seinem „Egmont" sowohl in der Darstellung der Thatsachen, als in der Charakteristik und Behandlung der einzelnen Personen oft von der geschichtlichen Überlieferung ab; dennoch erhalten wir in diesem Drama ein im allgemeinen getreues Bild der äußeren Verhältnisse des niederländischen Volkes.

Ausführung. Was erfahren wir darin über die staatlichen, religiösen und sozialen Verhältnisse der Niederländer?

I. Die staatlichen Verhältnisse.

1. Die Regierung wird ausgeübt
   a) durch den König von Spanien, Philipp II., den Sohn Karls V., der ebenso beliebt bei dem Volke war, wie sein Nachfolger mißliebig ist.
   b) oder durch einen Regenten, den Stellvertreter des Königs im Lande, zuerst des Königs Schwester Margarete von Parma, später Alba.
2. Die Verfassung des Landes, das in einzelne Provinzen zerfällt.
   a) Die Macht des Königs ist beschränkt durch die Staaten, den Staatsrat, der vorwiegend aus Edelleuten besteht.
   b) Die Verwaltung liegt zunächst in den Händen der Statthalter, die an der Spitze der einzelnen Provinzen stehen. Sie müssen geborene Niederländer sein und üben in Zeiten der Ruhe und Ordnung ihre Gewalt ziemlich selbständig aus. In Flandern ist Egmont Statthalter.
   c) Jede Provinz hat eine Verfassungsurkunde, in der die Freiheiten und Rechte des Volkes verbrieft sind; die Brabanter haben die meisten Rechte. Die wichtigsten Punkte ihrer Verfassung sind:
      α) „Der Herzog von Brabant soll ihnen ein guter und getreuer Herr sein."
      β) „Er soll keine Macht oder eignen Willen an ihnen beweisen, merken lassen oder gedenken zu gestatten, auf keinerlei Weise."
      γ) „Er soll den geistlichen Stand nicht verbessern oder mehren ohne Verwilligung des Adels und der Stände, — auch den Staat des Landes nicht verändern."

II. Die religiösen Verhältnisse.

1. Die Niederländer sind getreue Anhänger des Katholizismus, als der Religion ihrer Väter.
2 Sie halten dabei jedoch fest an ihren Rechten und der ihnen verbürgten Gedankenfreiheit; daher sind sie unzufrieden
   a) mit der Einführung der Inquisition,

b) der Vermehrung der Bischöfe,
c) der Unterdrückung der neuen Lehre.
3. Die Folge dieser Unzufriedenheit ist der Ausbruch des Bilderstreites, zuerst (1566) in Flandern, der Provinz Egmonts.

III. Die sozialen Verhältnisse. Das niederländische Volk zerfällt in drei Stände.

1. Der Adel. Dazu gehören:
a) die höheren Offiziere, die Statthalter und Mitglieder des Staatsrats,
b) die größeren Gutsbesitzer.
2. Die Geistlichkeit. Diese zerfällt:
a) in die niedere Geistlichkeit,
b) in die Inhaber der Bischofssitze, welche die Regierung mit Spaniern zu besetzen wünscht.
3. Das übrige Volk, der dritte Stand,
a) reiche Kaufleute (Vergl. I, 2. Z. 337. ff. Regentin.),
b) Gewerbetreibende (Soest, Seifensieder, Vansen.),
c) Handwerker (Jetter, Zimmermann.),
d) Soldaten der Miliz. (Buyck, Ruysum.)

Schluß. Zu sämtlichen Vertretern des Volkes ist der Held des Dramas in Beziehung gebracht, wie dieses denn in ihm den Mann sieht, der „allein was vermögend" ist, von dem es wünscht, daß ihn alle Heiligen stärken mögen, damit er „sein Bestes thut."

82.

Wie erklären wir uns nach Goethes Drama „Egmont" Philipps Vorgehen gegen den Grafen?

Einleitung. Es erscheint uns auffällig, daß Philipp dem Herzog Alba ein so strenges und heimtückisches Vorgehen gegen Egmont gestattet, obgleich er ihn doch als einen Mann kennen muß, der dem Aufruhr abgeneigt und der Sache des Königs ergeben ist. („Er [Egmonts Degen] hat weit öfter des Königs Sache verteidigt, als diese Brust beschützt.") Vergl. II, 1. Z. 210 ff. und 227 ff. (Egmont.) II. 2. Z. 649 u. 650. (Egmont.)

Ausführung. Philipps Vorgehen gegen Egmont können wir uns

nur dadurch erklären, daß der König den angesehenen niederländischen Edelmann fürchten zu müssen glaubt. Er erscheint ihm gefährlich:

I. Wegen seiner hohen Geburt und des Ansehens bei seinen Standesgenossen; denn

1. er stammt aus einem ehemals regierenden Hause und kann es nicht vergessen, „daß seine Vorfahren Besitzer von Geldern waren" (Vergl. I, 2. Z. 410 und 440 ff. Regentin.);
2. er besitzt das Vertrauen des Adels („Seine Gesellschaften, Gastmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte".), sodaß dieser ihm unbedingt folgt, wie z. B. bei der Einführung der neuen Livreen, einem Scherz (II, 2. Z. 419 ff. Egmont.), hinter dem man bitteren Ernst vermutete (I, 2. Z. 425 ff. Regentin.);
3. er ist sich auch seiner hohen Stellung bewußt. („Sein niederländischer Adel und sein golden' Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit.") Vergl. II, 2. Z. 565, (Egmont.) III, 2. Z. 211 ff. (Egmont) IV, 1. Z. 181. (Jetter.)

II. Wegen seiner Beliebtheit bei dem Volke („Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an."), die er sich erworben hat

1. durch seine Leutseligkeit, Freigebigkeit und Milde gegen das Volk und die Soldaten (I, 1. Z. 79 ff. Soest. II, 2. Z. 300 ff. Egmont.), wie sein volkstümliches Auftreten („Der echte Niederländer! Gar so nichts Spanisches.");
2. durch seine Kriegsthaten (die Siege von St. Quentin und Gravelingen),
   a) durch die er sich selbst Kriegsruhm und den Ruf persönlicher Tapferkeit errungen (I, 1. Z. 101. Buyk.) und
   b) denen das Volk den Frieden verdankt („Und den Frieden seid ihr uns [Egmonts Soldaten], dem großen Egmont schuldig!");
3. durch seine Fürsorge für die Erhaltung der alten Rechte und Freiheiten der Niederländer. („Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt!" — „Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre

Freiheit." Egmont zu Alba. — Jetters Ausruf: „Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.")

III. Wegen seines Verhaltens gegenüber der Ausbreitung der neuen Lehre, indem er Nachsicht übt

1. gegen ihre Anhänger („In unsrer Provinz [Flandern] singen wir, was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist; der fragt nach so etwas nicht. Es ist ja wohl nichts unschuldiger als ein geistlich Lied.)",

2. gegen ihre Prediger. („Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehn, hat's so genau nicht genommen und vielleicht sich heimlich gefreut, daß wir [die spanische Regierung] etwas zu schaffen hatten.") Die Regentin sagt deshalb von Egmont: „Er ist gefährlicher als ein entschiedenes Haupt einer Verschwörung; und ich müßte mich sehr irren, wenn man ihm bei Hofe nicht alles gedenkt."

Schluß. Durch seine Offenheit giebt Egmont aber auch dem Herzog Alba den äußeren Grund, um gegen ihn mit Strenge vorzugehen. (IV, 2.)

83.

Aus welchen Gründen war Philipp II. nach Goethes „Egmont" in den Niederlanden unbeliebt?

Einleitung. Die Beliebtheit, der sich Karl der Fünfte in den Niederlanden erfreute. („Das war ein Herr! Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war auch alles in allem, und wenn er euch begegnete, so grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern. — Haben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat. — Der ist schon anders, der ist majestätischer.")

Ausführung. Die Gründe, aus welchen Philipp bei den Niederländern mißliebig war.

I. Philipp war unbeliebt wegen mancher seiner persönlichen Eigenschaften; denn

1. er war stolz („Er ließ sich nicht sehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate".);

2. er war mürrisch, unzugänglich, den Niederländern abgeneigt. („Er spricht wenig, sagen die Leute. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsre Fürsten müssen froh und frei

sein wie wir, leben und leben lassen. — Er hat kein Gemüt gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn lieben?")

II. Er war unbeliebt wegen seines religiösen Fanatismus (Vergl. I 2. Zeile 320. Regentin.); denn er übte auf die Niederländer, unter denen sich zu dieser Zeit die Reformation ausbreitete, einen strengen Gewissenszwang aus, indem er

1. die Inquisition einzuführen suchte („Die Inquisitionsdiener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden."),
2. das Singen der in Reime gesetzten Psalmen („Gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesteckt.") und das Anhören der kalvinistischen Predigten verbot („Auf der Stelle heiße ich ein Rebell und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren."),
3. die Zahl der Bistümer beträchtlich vermehrte.

Übergang. Schon durch diesen Eingriff in die Kirchenverfassung hatte der König auch zugleich die Rechte des Volkes verletzt, da die Vermehrung des geistlichen Standes ohne Befragung der Stände geschehen war. Auch fürchtete man mit Recht, daß die Bischofsstühle meist mit Fremden besetzt würden. (Vergl. I, 2. Zeile 378. Macchiavell.)

III. Philipp machte sich aber auch noch durch weitere politische Maßregeln bei den Niederländern mißliebig, indem er

1. das Volk in seine Kriege verwickelte und im Widerspruche mit den Privilegien der Niederländer seine spanischen Truppen längere Zeit im Lande ließ (Vergl. I, 1. Z. 211—231. Jetter. — III, 1. Z. 30 ff. Regentin.),
2. die Regentschaft in den Niederlanden seiner Schwester Margarete von Parma, nicht nach altem Brauche einem niederländischen Fürsten übertragen hatte, obgleich „Egmont und Oranien sich große Hoffnung machten, diesen Platz einzunehmen", so daß man fürchtete, es würden auch die Statthalterschaften in den Provinzen, die noch mit Niederländern besetzt waren, von Spaniern eingenommen werden. (Vergl. I, 2. Z. 391 ff. Regentin. — IV, 2. Z. 565. Egmont.)

Schluß. Noch verhinderte indes die Weisheit Margaretes die

offene Auflehnung des Volkes. („Klug ist sie und weise.") Die Befürchtungen, die man hegte, erfüllten sich jedoch insofern, als Alba an ihre Stelle trat (III, 1. Z. 107 ff. Regentin.), der sich nicht scheute, gegen den Grafen Egmont, den Liebling des Volkes, einzuschreiten. (IV, 1.)

84.

Worauf beruht Egmonts Beliebtheit bei dem Volke? Nach Goethes „Egmont."

Einleitung. Bei der Tyrannei, welche die spanische Regierung auf das niederländische Volk ausübte, war es erklärlich, daß dieses eine Stütze an den stammesverwandten Edelleuten suchte. Dazu gehörte besonders der Graf Egmont. („Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an." — „Hätten wir ihn nur zum Regenten." — Vergl. I, 2. Z. 406. Macchiavell.)

Ausführung: Auf welchen Eigenschaften beruht Egmonts Beliebtheit beim Volke? Sie beruht:

I. Auf seinen allgemeinen menschlichen Eigenschaften,
   1. seiner männlich schönen Erscheinung („Ein schöner Herr."),
   2. seiner Leutseligkeit, Freigebigkeit, Fröhlichkeit und Milde („Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will, weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mitteilte, auch dem, der's nicht bedarf." Vergl. I, 1. Z. 46. Ruysum. — II, 2. Z. 211 ff. Egmont. II. 2 Z. 300 ff. Egmont.),
   3. seinem Verständnis für die Sinnesart seines Volkes. („Der echte Niederländer! Gar so nichts Spanisches." — „Uns're Fürsten müssen froh sein wie wir, leben und leben lassen")

II. Auf seiner Vaterlandsliebe, indem er
   1. für die Erhaltung der alten Rechte und Freiheiten besorgt ist („Wären nur die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt." — „Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit."),
   2. die Ordnung im Lande aufrecht zu halten sucht („Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall soviel Freiheit, als er braucht." — „Allen Beistand sollt ihr

finden; es sind Maßregeln genommen, dem Übel kräftig zu begegnen. Steht fest gegen die fremde Lehre und glaubt nicht, durch Aufstand befestige man Privilegien."), aber dennoch

3. Nachsicht übt gegen die Anhänger und Prediger der neuen Lehre. („In unsrer Provinz [Flandern] singen wir, was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist; der fragt nach so etwas nicht." — Vergl. I, 2. Z. 453 ff Regentin.)

III. Auf seiner kriegerischen Tüchtigkeit, und zwar

1. Auf dem guten Beispiele, das er damit seinen Soldaten giebt,
   a) durch seine persönliche Tapferkeit („Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber, herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd." — Vergl. I, 3. Z. 622 ff. Klärchen.),
   b) durch seine Fertigkeit im Schießen und Reiten („Er [Buyck] schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont." — „Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte." — Vergl. I, Z. 562. Klärchen und IV. 2. Z. 235 u. ff. Ferdinand.);
2. auf seinen Kriegserfolgen,
   a) den Siegen bei St. Quentin (1557) und bei Gravelingen (1558), wo er sein Feldherrntalent bewies,
   b) dem Frieden zu Château-Cambrésis 1559. („Mußte doch die welsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Frieden machen. Und den Frieden seid ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.")

Schluß. Selbst seine Sorglosigkeit, sein blindes Vertrauen, seine Leichtlebigkeit und Offenheit trugen dazu bei, seine Beliebtheit bei dem Volke zu erhöhen. (Vergl. II, 2. Z. 370. Egmont. — IV. 2. Z. 280 ff. Silva. — Z. 440 ff Z. 508 ff. u. s. w. Egmont.)

85.

Welche Kunstmittel gebraucht Goethe zur Charakterzeichnung Egmonts?

Einleitung. Goethes „Egmont" ist ein dramatisches Charaktergemälde, in dem die Zeichnung des Haupthelden den Angelpunkt bildet, die deshalb auch von dem Dichter in möglichster Vielseitigkeit ausgeführt worden ist.

Ausführung. Welcher Kunstmittel bedient er sich dabei?

I. Des Kunstmittels des Eindrucks, den Egmont macht

1. auf die Frauen:

a) auf Klärchen („Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf von der Welt sein" u. a. O.),

b) auf Klärchens Mutter („Man muß ihm hold sein! Das ist wahr. Er ist immer so freundlich, frei und offen".),

c) auf die Regentin, die in dem Tadel, den sie über Egmont ausspricht, ihre Bewunderung und Neigung für ihn verrät (Vergl. I, 2.);

2. auf seine Untergebenen:

a) auf die Soldaten, die Loblieder auf ihn singen (I, 3. Z. 612. Klärchen), namentlich auf Buyck, der

α) seinen Feldherrn sich zum Vorbilde genommen hat („Er schießt wie Egmont" und ist „splendid" wie dieser),

β) Egmonts Großthaten und seine Nachsicht gegen die Anhänger der neuen Lehre preist und „von ganzer Seele" ein Hoch auf den Helden von Gravelingen ausbringt,

b) auf seinen Sekretär, der ihn kennt und liebt und sich so in sein Wesen eingelebt hat, daß er imstande ist, seine Ansichten auf das treffendste wiederzugeben und seine Handschrift täuschend nachzuahmen;

3. auf die Bürger, die sich auf seine Mahnung hin beruhigen („Hätten wir ihn nur zum Regenten; man folgt ihm gerne." — „Graf Egmont ist noch da." — „Gott sei Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er sein Bestes thut! Der ist allein was vermögend.");

4. auf die Spanier:

a) auf Silva, der sich anerkennend über Egmont ausspricht („Er ist der einzige, der, seit du [Alba] hier bist, sein Betragen nicht geändert hat" u. s. w.),

b) auf Ferdinand. („Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt Egmont mir am besten. Es scheint, wir werden Freunde sein." — „Nicht fremd! Du [Egmont] bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete" u. s. w.)

II. Des Kunstmittels des Gegensatzes

1. zu Oranien, der ebenso vorsichtig und überlegend ist, wie Egmont sorglos und unbedacht,
2. zu Alba, dessen Heimtücke und Hinterlist im Gegensatz steht zu Egmonts Offenheit und Geradsinnigkeit, die sich offenbaren
   a) in dem Vertrauen, mit dem er Albas Einladung zu der Unterredung annimmt,
   b) in dem Freimut, mit dem er dem Herzoge gegenüber die Sache seines Volkes vertritt.

Schluß. So gelingt es dem Dichter, in Egmont uns einen Mann vorzuführen, der uns trotz seiner Schwächen Liebe und Bewunderung einflößt.

86.

Die Unterredung zwischen Egmont und Oranien.

Einleitung. Oranien spielt in dem Drama Goethes eine Nebenrolle; er dient nur dazu, um durch den Gegensatz, den er zu Egmont bildet, dessen Sorglosigkeit, Leichtfertigkeit und Verblendung zu charakterisieren und durch den Hinweis auf seine tragische Schuld die Katastrophe vorzubereiten.

Ausführung. Gliederung der Unterredung zwischen Egmont und Oranien.

I. Das einleitende Gespräch.

1. Oranien spricht die Vermutung aus, daß Margarete müde sei, die Regentschaft noch weiter fortzuführen und daß der König sich zu andern Maßregeln entschließen müsse.
2. Egmont dagegen hält ihre darauf hinzielenden Äußerungen für nichtige Drohungen. („Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehen! Wo will sie denn hin? Hier Statthalterin, Königin; glaubst du, daß sie es unterhalten wird, am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln oder nach Italien zu gehen und sich in alten Familienverhältnissen herumzuschleppen?")

II. Oraniens Behauptungen:

1. Auf seine Annahme, daß die Regentin dennoch ginge und der König einen andern schickte, erwidert Egmont, daß „die Dinge wie zuvor ihren Gang halten" und der neue

Mann Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält."

2. Oranien befürchtet, daß der König einen anderen Weg versuchen, das Volk schonen und die Fürsten verderben werde. Egmont teilt diese Besorgnis nicht und meint: „Wir werden uns verteidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zusammen! Wir wollen uns richten lassen", (falls man uns nämlich der Treulosigkeit anklagte).

3. Oranien erklärt, daß Alba mit einem Heere unterwegs sei, daß die Regentin ihm Platz machen werde und daß man sich der Häupter versichern werde. Er fordert Egmont deshalb auf, daß jeder in seine Provinz gehe und sich so der Gewalt des neuen Regenten entziehe. Egmont bittet den Freund zu bedenken, daß dies Krieg und offene Empörung bedeute.

III. Egmonts Ermahnungen:

1. Er verweist Oranien auf die Wichtigkeit eines solchen Schrittes; denn
   a) dadurch werde ein verderblicher Krieg entfacht,
   b) den Spaniern ein willkommener Vorwand zu jeder Grausamkeit gegeben;
   c) sie selbst müßten dabei das Bewußtsein haben, daß alle diese Greuel nur um ihrer eignen Sicherheit wegen geschehen seien.

   Oranien dagegen meint, daß ihre Rettung dem ganzen Volke zum Besten gereiche und daß keine Zeit zum Zaudern und Überlegen sei, da sie hart vor dem Abgrunde ständen.

2. Egmont setzt sein Vertrauen auf den König („Er ist Karls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig."), Oranien aber hofft, daß seine Vorsicht auch dem Freunde zu gute kommen werde, und bittet ihn, sich zu retten, sobald auch er sich von der drohenden Gefahr überzeugt habe. Er scheidet von ihm mit dem Rate, die Augen offen zu halten und ihm schnell von dem Verlaufe der Dinge Nachricht zu geben.

Schluß. Oraniens Rede hat zwar einen Eindruck auf Egmont gemacht; er sucht sich diesem jedoch schnell zu entziehen. („Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder

heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.")

87.

Welche Mittel gebraucht Goethe, um die Bedeutung Klärchens in ein helleres Licht zu setzen?

Einleitung. Der Dichter hat die Gestalt Klärchens in sein Drama eingefügt, um uns einerseits die Thatenlosigkeit und Sorglosigkeit des Helden, andrerseits seine Unwiderstehlichkeit zu schildern. Sie ist ein Naturkind und die Geliebte Egmonts.

Ausführung. Welche Mittel gebraucht Goethe, um uns die Leidenschaft, die sie dem hochgeborenen Grafen und ruhmgekrönten Feldherrn einflößt, zu erklären und sie so in unsern Augen zu heben? Der Dichter stellt sie in ein helleres Licht:

I. Dadurch, daß er sie nicht nur mit körperlichen Reizen, sondern auch mit seelischen Vorzügen ausstattet, indem er uns schildert
   1. ihre Liebenswürdigkeit und Herzensgüte gegenüber dem verschmähten Liebhaber Brackenburg (Vergl. I, 3),
   2. die Innigkeit ihrer Liebe zu Egmont, welche sie offenbart
      a) in dem Gespräche mit der Mutter („Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen, um den Platz an seinem Herzen?" — „Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall hin, könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht!" — Vergl. III, 3),
      b) in den Versuchen, ihn durch eine kühne That zu retten, wobei sie beweist
         α) männlichen Mut („Mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu seinen alten Waffen!"),
         β) glühende Beredsamkeit gegenüber den Bürgern (Vergl. V, 3.);
      c) in dem Entschlusse, sich im Tode mit ihm zu vereinigen. („Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit, ihm zu begegnen." — Vergl. überhaupt V, 3.)

II. Dadurch, daß er sie in Beziehung zu anderen Personen setzt, indem er
   1. die Größe der Liebe Egmonts zu ihr schildert,

a) dem sie Trost und Beruhigung in ernsten Sorgen bietet, „ein freundlich Mittel, die sinnenden Runzeln von der Stirne wegzubaden,"
b) der sich bei ihr „ruhig, offen, glücklich" fühlt, von ihrer Liebe überzeugt ist und sie „mit voller Liebe und Zutrauen" an sein Herz drückt,

2. die reine, selbstlose Liebe schildert, die Brackenburg für sie empfindet,
a) der willenlos jeden ihrer Wünsche erfüllt, über die Liebe zu ihr seine Pflicht gegen das Vaterland vergessen und, weil sie seine Neigung nicht erwidert, die Freude am Leben verloren hat (I, 3),
b) der treu zu ihr hält, auch als er die Gewißheit hat, daß sie einen anderen liebe (V, 3);

3. neben ihre Liebe zu Egmont die Liebe der Regentin stellt, sodaß die Kaisertochter als Nebenbuhlerin des einfachen Naturkindes erscheint. („Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast, — du darfst es dir gestehen, — fast Liebe war, sind sie auf einmal ein glänzend Feuerbild der Nacht verschwunden?" — Vergl. I, 2 u. III, 2.)

Schluß. So ist es Goethe gelungen, Klärchen zu den dichterischen Lieblingsgestalten unseres Volkes zu machen; in seinem Drama muß sich der Titelheld mit dem Naturkinde in unser Interesse teilen.

88.

Worin offenbart sich Klärchens Liebe zu Egmont?

Einleitung. Klärchen, eine Erfindung Goethes, die dieser mit allen Reizen des Körpers und mit allen Vorzügen des Herzens ausgestattet hat, ist ein einfaches Naturkind, das eine leidenschaftliche Liebe zu Egmont hegt.

Ausführung. Worin offenbart sich diese?

I. In Klärchens Worten,
1. indem sie den Geliebten preist, und zwar
a) seine Beliebtheit („Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glücklichste Geschöpf der Welt sein?"),

b) seine Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit, seine Liebe zu ihr und seine Fürsorge für sie („Es ist keine falsche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut, wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit so gern verbärge, wie er um mich besorgt ist, so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster!");

2. indem sie der Mutter die Ungeduld schildert, mit der sie ihn erwartet, und ihren Wunsch ausdrückt, immer um ihn zu sein („Habt Ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thüre rauscht? — Ob ich schon weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermut' ich ihn doch jeden Augenblick, von morgens an, wenn ich aufstehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall hin, könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht.");

3. indem sie der Mutter schildert, wie stolz sie auf den Geliebten und seine Großthaten sei („Gestern gingen von seinen Leuten vorbei und sangen Lobliedchen auf ihn. — Das Herz schlug mir bis an den Hals." — Vergl. Klärchens Empfindungen beim Anblick der bildlichen Darstellung der Schlacht bei Gravelingen.);

4. indem sie die Größe ihres Liebesglücks hervorhebt,
   a) um das sie von allen beneidet wird („Welche Fürstin neidete nicht das arme Klärchen um den Platz an seinem Herzen."),
   b) und das ihr selbst unfaßbar ist. („Laß mich schweigen! Laß mich dich halten! Laß mich dir in die Augen sehen, alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer! Sage mir! Sage! Ich begreife nicht! Bist du Egmont, der Graf Egmont, der große Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?")

II. In Klärchens Handlungen,

1. indem sie um seinetwillen die Werbung Brackenburgs zurückweist (I, 3.),

2. indem sie ihren guten Ruf preisgiebt und mit männlichem Mut

und glühender Beredsamkeit die Bürger zu seiner Rettung aufruft (V, 4),

3. indem sie sich im Tode mit ihm zu vereinigen hofft. („Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit. — Tod ist mein Heil.")

Schluß. Klärchens Erscheinung als Traumbild gewährt denn auch Egmont den letzten Trost, indem sie ihm einen Lorbeerkranz reicht und ihm andeutet, daß sein Tod dem Lande die Freiheit verschaffen werde.

89.

Die Vertreter des Volks in Goethes „Egmont".

Einleitung. Goethes „Egmont" ist ein dramatisches Charaktergemälde, das uns den Charakter des Helden in den mannigfaltigsten Beziehungen schildern soll.

Ausführung. Die Vertreter des Volkes in Goethes „Egmont".

I. Der Zweck nnd die Bedeutung der Vertreter des Volkes.

1. Sie sollen uns ein Bild des Charakters des ganzen Volkes geben und uns vergegenwärtigen:

   a) Seine Fröhlichkeit, Ruhe und Gemütlichkeit. („Philipp ist kein Herr für uns Niederländer! Unsre Fürsten müssen froh und frei sein wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet und gedrückt sein, so gutherzige Narren wir auch sind." — Vergl. I, 1. Z. 243. II, 1. Z. 217 ff.)

   b) Das Vertrauen zu seinen Führern und die Fügsamkeit, mit der es sich leiten läßt („Oranien, das ist ein rechter Wall!" — „Graf Egmont ist noch da. Gott sei Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er sein Bestes thut! Der ist allein was vermögend." — Vergl. II, 1. Z. 35. Zimmermeister. — IV, 1 an mehreren Stellen. — II, 1. Z. 64. Soest.)

   c) Die Zähigkeit, mit der es an seinen politischen und religiösen Freiheiten festhält. (Vergl. I, 1. Z. 134 ff.; Z. 148 ff.; Z. 175 ff. Jetter. — II, 1. Vansen und andere.)

2. Sie dienen dazu, um uns das Verhältnis Egmonts zu dem Volke zu schildern:

a) Seine Besorgnis um die Erhaltung der alten Rechte und Freiheiten. („Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt.“ — „Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit?“)
b) Seine Bemühungen, um die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. (Vergl. II, 1. Z. 215 ff.; Z. 226 ff. Egmont.)
c) Seine Nachsicht gegen das Eindringen der neuen Lehre. (Vergl. I, 1. Z. 155 ff. Buyck. — I, 2. Z. 453 ff. Regentin.)

II. Der Stand, dem die Vertreter des Volkes angehören. Sie sind:

1. Handwerker.
   a) Jetter, ein Schneider, ist
      α) der neuen Lehre zugethan, unzufrieden, ein Feind der Spanier und ein Anhänger Egmonts,
      β) eingenommen von seiner Person, ängstlich, deshalb für Egmont besorgt.
   b) Der Zimmermann ist
      α) begütert, ruhig und besonnen, darum friedliebend,
      β) allen Neuerungen abgeneigt,
      γ) ein Anhänger der politischen Unabhängigkeit.
2. Gewerbetreibende.
   a) Der Seifensieder ist
      α) ein guter Katholik und treuer Unterthan des Königs Philipp,
      β) etwas einfältig und rauflustig.
   b) Soest, ein Krämer, ist
      α) ein Feind der Spanier und der Inquisition,
      β) ein guter Schütze; er wünscht, daß ein Bürger immer in Waffen geübt sei. Sein Wahlspruch ist: Ordnung und Freiheit.
   c) Vansen, ein Schreiber, ist
      α) ein verkommener Mensch,
      β) doch ein schlauer Mann, der die Menge durch seine Schwärmerei für die Volksfreiheit aufzuwiegeln sucht, um daraus für sich selbst Vorteil zu ziehen.

3. Soldaten.

a) Buyck, ein Holländer, der unter Egmont dient;

α) er ist ein glühender Anhänger und Verehrer Egmonts, den er sich zum Vorbilde genommen hat;

β) er schießt wie sein Herr und ist freigebig wie dieser;

γ) dabei ist er prahlerisch. („Und den Frieden seid ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.") Er läßt den Krieg leben.

b) Ruysum, ein Invalide.

α) Er hält es mit allen; er wünscht dem Könige Philipp ein langes Leben, rühmt jedoch seinen Vater Karl, ohne dem Sohne zu nahe treten zu wollen; er ist kein Anhänger der neuen Lehre, verdammt sie aber auch nicht.

β) Als echter Soldat gedenkt er gern seiner Kriegsthaten, namentlich der Schlacht bei St. Quentin, wo ihn ein Streifschuß zum Invaliden machte.

Schluß. Zum Volke im weitern Sinne gehört auch der Adel. Sein staatskluger, vorsichtiger Vertreter Oranien bildet das Gegenstück zu dem sorglosen und unbedachten Helden des Dramas.

90.

Wodurch bereitet Goethe das Auftreten Albas vor?

Einleitung. Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, der Sieger von Mühlberg, rückte am 22. August 1567 in Brüssel ein, um als Regent an Margaretes Stelle zu treten. In Goethes Drama „Egmont" dient er dazu, um die Katastrophe herbeizuführen; deshalb werden wir schon lange vorher auf sein Auftreten vorbereitet.

Ausführung. Wodurch geschieht dies?

I. Durch eine vierfache indirekte Charakterzeichnung Albas, und zwar

1. in der Unterredung Egmonts mit Oranien (Oranien: „Alba ist unterwegs. Die Regentin wird ihm Platz machen. Seinen Mordsinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit." — Egmont: „Aufs neue die Provinzen zu belästigen? Das Volk wird höchst schwierig werden." — Oranien: „Man wird sich der Häupter versichern. — Laß uns gehen, jeder in seine

Provinz! Dort wollen wir uns verstärken; mit offener Gewalt fängt er nicht an.“);

2. in dem Gespräche der Regentin mit Macchiavell (III, 1. Regentin: „Der König meint, daß ein tüchtiger General, so einer, der gar keine Raison annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden kann, — und schickt deswegen mit einem starken Heere — den Herzog von Alba . . . . . . Jeder ist bei ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder; denn aus diesem Kapitel kann man sie alle sogleich rädern, pfählen, vierteilen und verbrennen“ u. s. w.);

3. in dem Gespräche der Bürger (IV, 1. Zimmermeister: „Der Herzog von Alba hat gleich bei seiner Ankunft einen Befehl ausgehen lassen, wodurch zwei oder drei, die auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverrats ohne Untersuchung schuldig erklärt sind. — Bei ewiger Gefangenschaft ist verboten, von Staatssachen zu reden; — und bei Todesstrafe soll niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen, — und mit großem Versprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstboten eingeladen, was in dem Innersten des Hauses vorgeht, bei dem besonders niedergesetzten Gerichte zu offenbaren. — Und den Folgsamen ist versprochen, daß sie weder am Leibe, noch Ehre, noch Vermögen einige Kränkung erdulden sollen.“);

4. in dem Gespräche der königlichen Offiziere Silva und Gomez. (IV, 2. Gomez: „Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Turm ohne Pforte, wozu die Besatzung Flügel hätte. — Wer Zeuge seiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königliche und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundnen gleichsam durchschmiegte, die strengste Manneszucht hielt und einen Zug, den man so gefährlich achtete, leicht und ohne Anstoß zu leiten wußte! — Wir haben was gesehen, was wir lernen können.“)

II. Durch die Wirkung, die seine Ankunft in Brüssel hervorbringt. (IV, 1.)

1. In der Stadt herrscht eine unheimliche Stille; die Bürger wagen kaum einander auf der Straße anzureden. („Seit der Zeit ist mir's, als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen und hinge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht daran zu stoßen.")
2. Der Anblick seiner steifen, mürrischen Soldaten, dieser Kerle „wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt, schnürt einem das Herz ein."

III. Durch das Erscheinen seiner nächsten Vertrauten:

1. Des Gomez, der seine Feldherrnklugheit und seine Mannszucht lobt.
2. Silvas, der immer um Alba sein muß und daher so verschlossen und einsilbig ist, wie dieser. (Silva sagt: „Ich bin gewohnt blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht's sich leichter als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweist, daß er recht befohlen hat? — In den Provinzen ist es [seit Albas Ankunft] viel ruhiger geworden; und wenn sich noch einer bewegt, so ist es, um zu entfliehen. Aber auch diesen wird er die Wege bald versperren.")
3. Ferdinands, durch den unsere Vermutung zur Gewißheit wird, daß Alba einen Anschlag gegen Oranien und Egmont gefaßt habe.

Schluß. Bei Albas Eintritt treten die andern zurück. Durch diese scenische Anordnung hat der Dichter die Person Albas auch äußerlich in den Vordergrund gestellt.

91.

Wodurch wird uns Alba in Goethes „Egmont" menschlich näher gerückt?

Einleitung. Alba wird schon vor seinem Auftreten von dem Dichter so eingehend charakterisiert, daß wir seine Grausamkeit, Rücksichtslosigkeit, seine Willenskraft und seinen Ehrgeiz zur Genüge kennen lernen und vor dem „hohläugigen Toledaner mit der ehernen Stirne und dem tiefen Feuerblick" zurückschaudern, zumal wir noch sehen, wie es ihm in kurzer Zeit gelingt, durch seine strengen Verordnungen das lebensfrohe Volk der Niederländer einzuschüchtern und bei ihnen jede freie Regung zu unterdrücken.

Ausführung. Wodurch rückt Goethe den Herzog uns dennoch menschlich näher?

I. Durch die hervorragenden Eigenschaften, die seine Offiziere an ihm preisen,

1. seine Klugheit und Umsicht (Silva: „Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht sich's leichter, als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweist, daß er recht befohlen hat."),

2. sein Feldherrntalent, das er bei seinem Zuge von Oberitalien über den Mont Cenis, durch Savoyen, Burgund und Lothringen nach den Niederlanden bewies, indem er dabei jeden Zusammenstoß mit den Völkern und Parteien vermied, durch die er sich gleichsam „durchschmiegte".

II. Durch seine Liebe zu seinem Sohne Ferdinand, die sich offenbart

1. in seiner Nachsicht und in seinem Vertrauen diesem gegenüber („Ich vergebe deinem jugendlichen Blute dies leichtsinnige Wohlwollen, diese unachtsame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich gesandt bin und welchen Teil ich dir daran geben möchte. — Mit dir allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen."),

2. in seinem Wohlwollen gegen ihn. („Auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen, auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in dir fortzupflanzen, dir ein großes Erbteil, dem Könige den brauchbarsten Diener zu hinterlassen, dich mit dem Besten, was ich habe, auszustatten.")

Schluß. Aber selbst dem geliebten Sohne gegenüber verleugnet sich Albas Gemütsroheit nicht, indem er sich nicht scheut, vor dem Sohne dessen Mutter herabzusetzen und ihren Leichtsinn zu verspotten. Das wegwerfende Urteil, das Alba über jene fällt macht einen tiefen Eindruck auf Ferdinand, der bald einsieht, weshalb der Vater ihn zum Vollstrecker seiner Maßregeln ausersehen habe. („Grausamer Vater! Ja, ich erkenne dich in diesem Befehle. Du kanntest mein Herz, meine Gesinnung, die du so oft als Erbteil einer zärtlichen Mutter schaltest. Mich dir gleich zu bilden, sandtest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu sehen, zwingst du mich, daß ich den tiefsten Schmerz empfinde,

daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir, was wolle.")

92.

Wodurch werden wir in Goethes „Egmont" auf die Katastrophe vorbereitet?

Einleitung. Egmont, der Sieger in den Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen, der von seinem Volke hoch verehrt, von der Regentin geschätzt und geliebt wird, erscheint uns als der verwöhnte Günstling des Glückes; dennoch besorgen wir, daß dieses nicht von Dauer sein werde.

Ausführung. Wodurch werden unsere Befürchtungen für Egmont hervorgerufen?

I. Im ersten Aufzuge:

1. durch die Verstimmung des Hofes und der Regentin über Egmonts Benehmen („Wenn er wollte, wie verdient könnte er sich um die Regierung machen, anstatt daß er uns schon, ohne sich zu nutzen, unsäglichen Verdruß gemacht hat." — „Er ist gefährlicher als ein entschiedenes Haupt einer Verschwörung, und ich müßte mich sehr irren, wenn man ihm bei Hofe nicht alles gedenkt." — „Soll ich aufrichtig reden, ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont.");
2. durch seinen Hochmut, seine Gleichgültigkeit, seinen Leichtsinn, sein blindes Vertrauen und seine Kühnheit. („Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte." — „Er schadet uns und nutzt sich nicht. Er nimmt das Ernstliche scherzhaft; und wir, um nicht müßig und nachlässig zu scheinen, müssen das Scherzhafte ernstlich nehmen." — „Sein niederländischer Adel und sein golden Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beides kann ihn vor einem schnellen, willkürlichen Unmut des Königs schützen.")

II. Im zweiten Aufzuge:

1. durch einen Ausspruch Jetters („Sein [Egmonts] Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.");
2. durch den Brief des Grafen Oliva, der Egmont zur Vorsicht mahnt;

3. durch die Befürchtungen Oraniens. („Wir haben nicht für den leisesten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.“)

III. Im dritten Aufzuge durch die Besorgnis der Regentin, daß der König ihr in Alba einen Nachfolger geben werde, der „durch Härte und Grausamkeit wieder aufhetzen“ werde, was sie „mit unsäglicher Geduld“ beruhigt habe.

IV. Im vierten Aufzuge:

1. durch die unterdes erfolgte Ankunft Albas und seine strengen Maßregeln;
2. durch den Ausspruch Vansens („Ich bin ein armer Teufel und könnte ein ganzes Jahr leben von dem, was er [Egmont] in einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir sein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelstunde hätte“ u. s. w.);
3. durch die Sicherheitsmaßregeln, die Alba im Kulenburgischen Palaste für seine beabsichtigte Zusammenkunft mit Oranien und Egmont trifft (IV, 2.);
4. durch Albas Befehl, nach der Ankunft der Fürsten Egmonts Geheimschreiber gefangen zu nehmen, seine Frage: „Du hast alle Anstalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet sind, zu fahen?“ und Silvas Antwort: „Vertrau auf uns! Ihr Schicksal wird sie wie eine wohlberechnete Sonnenfinsternis pünktlich und schrecklich treffen“;
5. durch Albas Äußerung zu Ferdinand: „Die Fürsten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. — Sie werden nicht wieder von hinnen gehen,“ und durch die Befehle, die er seinem Sohne über die Verhaftung der Fürsten giebt.

Übergang. Durch Oraniens Ausbleiben wird Alba schwankend, ob es rätlich sei, die andern zu fangen, wenn Oranien ihm entgeht; doch bald kommt er zu dem Entschlusse seinen Willen nicht zu ändern. („Egmont! Trug dich dein Pferd so leicht herein und scheute vor dem Blutgeruche nicht und vor dem Geiste mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig ab! — So bist du mit dem einen Fuß im Grab — und so mit beiden.“)

Schluß. Dann erfolgt die Gefangennahme Egmonts, und wir erkennen, wie sehr berechtigt die Besorgnis war, die wir für ihn hegten.

Im Widerspruche dazu steht sein eignes Vertrauen und seine Hoffnung auf die Rettung durch die Freunde und das Volk. Selbst angesichts des Todes verleugnet er nicht die Eigenschaften seines Charakters, die ihn ins Verderben gestürzt haben.

93.

Egmonts Hoffnung auf Errettung aus dem Kerker und der Versuch, der zu seiner Befreiung gemacht wird.

Einleitung. Entsprechend seiner Sorglosigkeit und dem blinden Vertrauen auf sein Glück giebt Egmont selbst nach seiner Gefangennahme die Hoffnung auf Errettung nicht auf.

Ausführung.

I. Egmonts Hoffnung.

1. Er hofft auf die Hilfe seiner Freunde und die Erhebung des Volkes. („Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten? — O ja, sie rühren sich zu Tausenden! Sie kommen, stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder, so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen.")
2. Er hofft auf die Freundschaft der Regentin, die fast Liebe war und nicht so plötzlich aufhören kann.
3. Er hofft auf die Gerechtigkeit des Königs. („Dieses Urteil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?")
4. Er hofft auf die Unterstützung Ferdinands bei der Flucht aus dem Kerker. („Wenn deine Seele so gewaltig dringt, mich zu retten, wenn du die Übermacht verabscheust, die mich gefesselt hält, so rette mich. Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn und selbst gewaltig. — Laß uns entfliehen. Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt sein. — Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. — O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.")

Übergang. Auf Klärchens Hilfe wagt er nicht zu hoffen. („Ach, Klärchen wärst du Mann, so säh' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist — Freiheit.")

II. Der Versuch zu seiner Errettung geht jedoch allein von Klärchen aus; diese wendet sich vergeblich

1. an den treuen Brackenburg („Kommt! Es fehlt nur an der Stimme, die sie zusammenruft. Und was wagen wir? Zum höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe wert ist, wenn er umkommt."),
2. an das Volk, das sie mit leidenschaftlichen Worten beschwört, seinen Helden aus der Gewalt des Tyrannen zu befreien. („Kommt! Mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu den alten Waffen! — Und er in unsre Mitte kehrt zurück, sieht sich befreit und kann uns einmal danken — uns, die wir ihm so tief verschuldet worden — Könnt ihr denn leben, werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Atem flieht der letzte Hauch der Freiheit. Was war er auch? Für wen übergab er sich der dringendsten Gefahr? — Könnt' euch mein Atem doch entzünden! Könnt' ich an meinen Busen drückend euch erwärmen und beleben.")

Schluß. Egmont weiß von Klärchens Versuch nichts; nur seines Feindes Sohn ist in seiner letzten, bangen Stunde um ihn. Von ihm hört er, daß es keine Rettung mehr gebe. Da nimmt er Abschied vom Leben und ergiebt sich in sein bittres Los. Die Hoffnung auf die einstige Befreiung seines Volkes hält ihn aufrecht, als die Wache erscheint, um ihn zu seinem letzten Gange zu geleiten.

94.

Das Dämonische in Goethes „Egmont".

Einleitung. Nach seiner Erklärung in „Dichtung und Wahrheit" und in seinen Gesprächen mit Eckermann (2. März 1831) versteht Goethe unter dem Dämonischen, das er in seinem „Egmont" darstellen wollte, eine geheimnisvolle, unfaßbare Macht in dem innern und äußern Leben des Menschen, die in die Welt des Übernatürlichen und Überirdischen hinüberspielt und „durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist."

Ausführung. Das Dämonische in Goethes „Egmont" offenbart sich

I. in den Charaktereigenschaften Egmonts, und zwar
   1. in seiner zauberähnlichen Anziehungskraft, die er ausübt
      a) auf das niederländische Volk und den Adel („Die Augen des Volkes sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm." Vergl. I, 2. u. II, 1.),
      b) auf die Regentin („Ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont." Vergl. I, 2. Z. 435. Regentin.)
      c) auf Klärchen („Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt." Vergl. überhaupt I, 3.);
   2. in seinem grenzenlosen Selbstvertrauen („Er sieht oft aus, als wenn er in der völligen Überzeugung lebe, er sei Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinausjagen." Regentin. — Vergl. II, 2.);
   3. in der Verblendung über die ihm drohende Gefahr, die er verachtet und sogar herausfordert („Egmont ist der einzige, der, seit du [Alba] hier bist, sein Betragen nicht geändert hat" u. s. w. Silva. — Vergl. überhaupt IV, 2.);

II. in der rücksichtslosen Handlungsweise Albas
   1. gegen das Volk (Vergl. IV, 1.),
   2. gegen die Führer des Volkes (Vergl. IV, 2.);

III. in der Auffassung des Schicksals
   1. durch die Regentin („O, was sind wir Großen auf der Wage der Menschheit! Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her."),
   2. durch Egmont („Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsres Schicksales leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam." — „Es glaubt der Mensch sein Leben zu

leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksal gezogen."),

3. durch Alba („Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren.");

IV. in dem Walten des Geschickes, das

1. den verhaßten Alba über Egmont, den Liebling des Volkes, triumphieren läßt (Vergl. IV, 2. Schluß.),

2. aber endlich doch die Befreiung des niederländischen Volkes herbeiführt („Ich fürchte, es wird nicht werden, wie er [Alba] denkt" u. s. w. Silva.), welche Egmont in dem Traumbilde voraussieht.

Schluß. Dieses dämonische Walten des Geschickes trägt denn auch dazu bei, uns den Untergang des Helden zu erklären und uns durch einen Ausblick in die Zukunft mit seinem Schicksal zu versöhnen.

95.

Inwiefern können Wallenstein und Egmont nach der dichterischen Gestaltung in den gleichnamigen Trauerspielen mit einander verglichen werden?

Einleitung. Die Charaktere dieser beiden tragischen Helden erscheinen zunächst ganz verschieden. Während Wallenstein ein ernster, finsterer, verschlossener und grüblerischer Mann ist, tritt Egmont uns als ein heiterer, sorg- und argloser, offener und leichtlebiger Jüngling entgegen.

Ausführung. Inwiefern können beide dennoch mit einander verglichen werden? Sie können mit einander insofern verglichen werden,

I. als beide ein großes Ansehen besitzen, das sie verdanken

1. ihren glänzenden Kriegsthaten,

a) Wallenstein den Siegen über die Feinde des Kaisers,

b) Egmont den Siegen bei St. Quentin und Gravelingen;

2. ihrer Beliebtheit, die

a) Wallenstein bei seinem Heere,

b) Egmont bei seinem Volke genießt;

II. als beide auch nach der Macht streben, indem

1. Wallenstein die Königskrone von Böhmen sich aufs Haupt zu setzen trachtet,
2. Egmont Regent der Niederlande zu werden strebt;

III. als beide dadurch den Argwohn und Groll ihrer Fürsten erregen,
1. Wallenstein durch seine Verhandlungen mit den Schweden,
2. Egmont durch seine Nachsicht gegen die Anhänger der neuen Lehre und durch die Gastereien, die er dem Adel gibt;

IV. als beide durch ihr blindes Vertrauen untergehen,
1. Wallenstein durch das zu Oktavio,
2. Egmont durch das zum Könige;

V. als beide taub gegen die Warnungen ihrer Freunde sind,
1. Wallenstein gegen die Terzkys und Illos,
2. Egmont gegen die Oraniens;

VI. als bei beiden nach der Auffassung des Dichters nicht der Ehrgeiz die einzige Triebfeder ihrer Handlungen ist, sondern
1. bei Wallenstein auch der Wunsch, als König Deutschland nachdrücklicher gegen seine Feinde zu schützen,
2. bei Egmont auch das Bestreben, den Niederländern ihre Rechte und Freiheiten zu erhalten;

VII. als beide auf heimtückische Weise ihr Leben verlieren, indem
1. Wallenstein bei einem nächtlichen Ueberfall durch Mörderhand stirbt,
2. Egmont unter dem Vorwande einer friedlichen Unterredung in die Gewalt seiner Feinde gebracht und von einem Gerichtshofe verurteilt wird, dem er nicht untersteht.

Schluß. Beider Geschick ist ein echt tragisches, sodaß es unser Mitleid und unsre Furcht in vollstem Maße erregt.

(Nach Zimmermann.)

96.

Charakteristik Egmonts.

97.

Inwiefern bilden Egmont und Alba einen Gegensatz?

98.

Egmont und Oranien. Ein Vergleich.

99.

Wodurch wird das Auftreten Egmonts vorbereitet?

100.

Ferdinand und Max Piccolomini.

101.

Welche Bedeutung hat Oranien in Goethes „Egmont?"

102.

Alba und Oktavio Piccolomini. Ein Vergleich.

103.

Die Stellung der Regentin zu den Parteien.

104.

Inwiefern verschuldet Egmont selbst seinen Tod?

105.

Darf Goethes Egmont als ein Märtyrer der Freiheit angesehen werden?

106.

Was bewog Egmont, der ihm drohenden Gefahr sich nicht durch die Flucht zu entziehen?

107.

Wodurch wird dem Herzog von Alba die Vernichtung Egmonts erleichtert?

108.

Läßt sich Albas Vorgehen gegen die Niederländer und gegen Egmont rechtfertigen?

109.

Charakteristik Albas.

110.

König Philipp in Schillers „Don Carlos" und in Goethes „Egmont."

111.

Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was ist der Freiesten Freiheit? Recht zu thun. (IV, 2. Alba.)

112.

Mit welchem Rechte sagt Ferdinand zu Egmont: „Du hast dich selber getötet?"

113.

Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen. (II, 2.)

114.

Torquato Tassos Leben.

Einleitung. Goethes Drama „Tasso" behandelt zwar des Dichters eigne Erlebnisse; zu Grunde gelegt sind der Darstellung aber die äußeren Lebensverhältnisse des am 11. März 1544 zu Sorrent geborenen Dichters des „Befreiten Jerusalem", Torquato Tasso, dessen Vater Bernardo, der selbst ein bekannter Dichter war, lange Jahre eine höhere Stelle im Dienste des Fürsten Sanseverino von Salerno bekleidete und diesem auch in die Verbannung folgte, als er die Partei Frankreichs ergriff und von den Spaniern vertrieben wurde.

Ausführung. Torquato Tassos Leben, dessen Einzelheiten Goethe vorzüglich aus der 1785 erschienenen Lebensbeschreibung Tassos von dem Abbate Pierantonio Serrassi schöpfte.

I. Tassos Kindheit.

1. Die ersten trüben Erfahrungen. Während seine Mutter und seine Schwester eine Zufluchtsstätte in einem Kloster fanden, begleitete Torquato im Alter von 10 Jahren seinen Vater in die Verbannung, wo beide mit bitterer Not zu kämpfen hatten und des Vaters Schwermut sich dem Knaben mitteilte.

2. Erziehung.

   a) Nachdem der Knabe seine erste Vorbildung in einer Schule der Jesuiten erhalten hatte, genoß er in Rom gemeinsam mit einem Vetter den vortrefflichen Unterricht seines Vaters.

   b) Am Hofe des Herzogs von Urbino, wo Bernardo 1557 eine Anstellung gefunden hatte, schloß Torquato eine enge Freundschaft mit des Herzogs Sohn und wurde der bewunderte Liebling der Hofgesellschaft.

   c) In Venedig, wohin der Vater als Geheimschreiber berufen

wurde, beschäftigte sich Torquato eifrig mit der älteren italienischen Dichtung.

II. Studien und Beginn der dichterischen Thätigkeit.

1. Tasso bezog 1561 die Universität Padua und widmete sich dort außer der Rechtswissenschaft vornehmlich der Philosophie.
2. Sein Heldengedicht „Rinaldo“, das er 1562 vollendete, erntete großen Beifall und verschaffte ihm eine Stellung an der Universität Bologna.

III. Tassos glücklichste Jahre in Ferrara.

1. Der Kardinal Luigi von Este, der Bruder des Herzogs Alfonso II. (1559—1597), ernannte ihn zum Edelmann und berief ihn 1565 nach Ferrara, wo gerade die Vermählung des Herzogs mit der Erzherzogin Barbara von Östreich gefeiert wurde und des Dichters Phantasie durch die Ritterspiele erregt wurde, die er dabei zu schauen Gelegenheit hatte.
2. Er gewann hier auch die Gunst des Herzogs und seiner Schwestern Lukrezia und Leonore, von denen er besonders die zweite als sein Ideal feierte, während man ihm vorwarf, daß sein Herz auch ebenso warm für Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano geschlagen habe.
3. Nachdem sich Tassos Verhältnis zu dem Kardinal gelöst und Lukrezia sich mit dem Herzoge von Urbino, dem Jugendgespielen des Dichters, vermählt hatte, trat dieser 1572 in die Dienste des Herzogs und widmete sich nun in ungestörter Muße der Dichtung. Er dichtete Kanzonen, Sonette, ein dramatisches Hirtengedicht „Amyntas“ und erreichte 1575 mit der Vollendung seines „Befreiten Jerusalem“ den Höhepunkt seines Ruhmes.

IV. Tasso im Unglück.

1. Körperliche Leiden und Mißhelligkeiten mit seinen Neidern, dem Staatssekretär Giambattista Pigna und dessen Nachfolger Antonio Montecatino, welche den Herzog und seine Schwester gegen Tasso einzunehmen wußten.
2. Ausbrüche seiner krankhaften Gemütsstimmung.
   a) Sein Streit mit einem Hofmann.
   b) Der Angriff auf einen Diener, den er für einen Spion hielt, und mit einem Messer bedrohte, wofür ihm der Herzog

einen kurzen Stubenarrest erteilte, ohne ihm seine Gunst zu entziehen.

c) Seine Flucht zu seiner Schwester Cornelia nach Sorrent und seine Rückkehr nach Ferrara zum Vermählungsfeste des Herzogs mit Margherita Gonzaga.

3. Die harte Behandlung, die er nun in Ferrara erlebte, indem

a) die fürstliche Familie ihn nicht vorließ und die Hofleute ihn mit Kälte, die Bürgerschaft mit Verachtung empfing;

b) der Herzog ihn infolge der Schmähungen, in die er ausbrach, als einen Irrsinnigen in das Hospital von St. Anna einsperren ließ, wo er 7 Jahre lang schmachtete.

V. Tassos letzte Lebensjahre.

1. Seine Bitten an den Herzog und die Prinzessin († 1581) um Befreiung, wie die Verwendung seiner Freunde für eine Milderung seines Loses waren zunächst vergeblich.

2. Seine Freilassung erfolgte erst am 13. Juli 1586 auf Fürsprache des Herzogs Wilhelm Gonzaga von Mantua, des Schwagers Alfonsos.

3. Tasso lebte nun unstät an verschiedenen Orten und beschäftigte sich hauptsächlich mit einer Umarbeitung seines Epos, in der er alles tilgte, was seiner Jugendarbeit Ruhm gewonnen hatte.

3. Seine feierliche Dichterkrönung, die von seinem Gönner, dem Papste Klemens VIII. im Frühjahr 1595 auf dem Kapitol in Rom beabsichtigt worden war, erlebte er nicht mehr; denn er starb am 25. April 1595 nach schwerer Krankheit im Kloster San Onofrio auf dem Janiculus. Sein Grabmal in der Kirche des Klosters hat auch Goethe besucht.

Schluß. Von dem dauernden Verlust der Gunst des Herzogs und seinem unglücklichen Ende erfahren wir in Goethes Dichtung nichts. Wie dieser es in seinem eignen Leben verstanden hat, die Gegensätze auszugleichen, so hat er auch der Entwicklung Tassos einen versöhnlichen Schluß gegeben. Wir scheiden von ihm in dem Glauben, daß er in seiner Kunst eine sichere Zuflucht finden werde.

115.

Der Gang der Handlung in Goethes „Tasso".

Einleitung. „Die ideelle Grundlage ist hier, wie in den früheren Dramen Goethes, jenes Streben nach persönlicher Freiheit, das mit den bestehenden Verhältnissen in Widerstreit gerät; aber der Konflikt ist auf ein anderes Gebiet gerückt. Götz sucht sein Ideal mittelalterlicher Unabhängigkeit und Mannhaftigkeit gegen eine ihm widerwärtige neu anbrechende Weltperiode zu verteidigen; Egmont will ein schön menschliches Dasein, eine mit dem Leben selbst spielende Freiheit mitten unter Revolutionsstürmen behaupten; im Prometheus kehrt sich der Freiheitstrotz gegen die Gottheit selbst; im Tasso bricht sich die ungezügelte poetische Lebensansicht an den Schranken des konventionellen Hoflebens." Die Handlung ist eine innerliche, die Selbstvernichtung Tassos, der er zustrebt, bei der uns jedoch die Hoffnung bleibt, daß es ihm gelingen werde, sich durch eigne Kraft wieder aufzurichten.

Ausführung. Der Gang der Handlung in Goethes „Tasso".

I. Die Exposition. Aus der Bekränzung der Büsten Vergils und Ariosts lernen wir die der Dichtkunst günstige Gesinnung kennen, die am Hofe von Ferrara herrscht und hören von der Verehrung, die Tasso für die beiden Leonoren hegt. (I, 1. u. 4.) Tasso überreicht dem Herzoge seine vollendete Dichtung und wird von der Prinzessin mit einem Lorbeerkranze geschmückt. (I, 3. Erregendes Moment.)

II. Steigende Handlung.

1. Der Gegensatz zwischen Tasso und Antonio, der sich schon bei der ersten Begegnung (I, 4.) offenbart
   a) in Antonios Anrede an den bekränzten Dichter: „Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je — Aus deiner Welt in meine schauen magst",
   b) in Antonios Bemerkung über Gregor XIII.: „Er ehrt die Wissenschaft, sofern sie nutzt — Den Staat regieren, Völker kennen lehrt; — Er schätzt die Kunst, sofern sie ziert" u. s. w. — und über den Herzog in seinen Beziehungen zu Tasso: „Mir war es längst bekannt, daß im Belohnen — Alphons unmäßig ist",
   c) in seiner Lobrede auf Ariost. (I, 4. v. 144 ff.)
2. Beginn der Verwicklung mit der Prinzessin. (II, 1. u. 2.)

a) Der Gegensatz der Wahlsprüche: „Erlaubt ist, was gefällt" und „Erlaubt ist, was sich ziemt."

b) In dem Wahne, von der Prinzessin geliebt zu sein, ist Tasso bereit, nicht nur als Dichter, sondern auch als Mann der That alles für sie zu thun. In seinem Monologe (II, 2) sagt er: „Ja, Fürstin, deinen Worten, deinen Blicken — Sei ewig meine Seele ganz geweiht! — Ja, fordre, was du willst; denn ich bin dein! — Sie sende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm — In fernen Landen aufzusuchen, reiche — Im stillen Hain die goldne Leier mir, — Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis: — Ihr bin ich, bindend soll sie mich besitzen."

3. Der Streit mit Antonio. (II, 3.)

III. Höhepunkt. Die milde Strafe, die der zwischen die Gegner tretende Herzog über Tasso, als den Übertreter des Gesetzes verfügt. Niederschmetterung Tassos, der in seiner Erregung die Milde des Fürsten verkennt. (II, 4.) Des Herzogs Auftrag an Antonio, den Dichter mit Hilfe von Leonore Sanvitale zu beruhigen und ihm die Freiheit wiederzugeben. (II, 5. Umschlag.)

IV. Fallende Handlung.

1. Der Plan der Gräfin, den Dichter für sich zu gewinnen, und ihr Rat, daß er sich auf einige Zeit von Ferrara entferne. (III, 1—5. — „Es wär' am besten, dächt' ich, Tasso reiste — Auf eine Zeit von hier; er könnte ja — Nach Rom, auch nach Florenz sich wenden; dort — Träf' ich in wenig Wochen ihn und könnte — Auf sein Gemüt als eine Freundin wirken.")

2. Tassos Selbsttäuschung. (IV, 1—5.)

a) Seine Verstellung gegenüber der Gräfin und Antonio.

b) Sein Irrtum über die Absichten der andern und sein Entschluß, Ferrara zu verlassen, wofür er als Vorwand die Absicht angiebt, sein Gedicht in Rom von Kennern prüfen zu lassen. („Ja, ich will weg, allein nicht, wie ihr wollt; — Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt." — Vergl. IV, 4. v. 47 ff.)

3. Tassos Abschied (V, 1—4.)

a) vom Fürsten,

b) von der Prinzessin, wobei sie ihm gesteht, daß ihr Herz ihn nicht verlassen kann.

Dies Geständnis und die Erkenntnis, wie sehr er die Prinzessin verkannt habe, facht die in ihm schlummernde Leidenschaft zur hellen Flamme an. (Moment der letzten Spannung.)

V. Katastrophe.

1. Tassos Liebesgeständnis, das von der Prinzessin mit einem „Hinweg" zurückgewiesen wird.
2. Tassos Verzweiflung und der Trost, den er in der Dichtkunst zu finden hofft. („Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, — Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.")

Schluß. Das Drama wurzelt seinem tiefsten Gehalt nach in Goethes persönlichen Verhältnissen und Lebensschicksalen. Aus seiner Stellung zum weimarschen Fürstenhause hat er soviel hineingetragen, daß man seine Dichtung als ein Denkmal für das edle Haus Weimar betrachtet, welches, wie kein anderes Fürstengeschlecht, sich auf die schöne Kunst und den Vorteil verstand, „den Genius zu bewirten."

(Nach Viehoff und Fricke.)

116.

Tassos äußeres Leben zu Ferrara. Nach Goethes Schauspiel.

Einleitung. Unter den bedeutenden Männern, die der Herzog von Ferrara um sich versammelt hat, befindet sich auch Torquato Tasso („Um deinen Bruder und um dich verbinden — Gemüter sich, die euer würdig sind, — Und ihr seid eurer großen Väter wert", sagt Leonore zu der Prinzessin.); hier hat der Dichter ein sorgenfreies Los und die Anerkennung seines Fürsten und anderer Gleichgesinnter gefunden (Vergl. V, 1. V. 121 ff.), sodaß er sich ungestört seinem hohen Berufe widmen kann, während ihn die herrliche Natur in der Umgebung Ferraras (I, 1. V. 29 ff.) immer mit neuer Kraft und neuem Mute erfüllen muß.

Ausführung. Tassos äußeres Leben zu Ferrara.

I. Tassos Beschäftigung ist der Dienst der Muse. („Sein Busen nimmt es gleich und willig auf; — Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt, — Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.")

1. Hauptgegenstand seiner Thätigkeit ist sein großes Epos „Das befreite Jerusalem," dessen Vollendung jedoch nur langsam vorschreitet („Er ändert stets, rückt langsam weiter vor, —

Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung; — Unwillig sieht man den Genuß entfernt — In späte Zeit, den man so nah geglaubt."), sodaß der Herzog von der Fertigstellung der von ihm mit Ungeduld erwarteten Dichtung um so freudiger überrascht wird.

2. Außerdem feiert er „in schönen Liedern, die an den Bäumen sie hin und wieder angeheftet finden", die beiden Leonoren. (Vergl. I, 1. V. 199 ff.)

II. Tassos Lebensweise.

1. Seine Stellung zu den Menschen.

a) Er liebt die Einsamkeit, ja er meidet „selbst den Kreis, den die Freunde schließen."

b) Er führt überhaupt ein durch Argwohn verbittertes Dasein; denn „gegen viele hegt er ein Mißtrauen, die nicht seine Feinde sind" (I, 2. V. 80 ff.), ja, „wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich — umgeben. Sein Talent kann niemand sehn, — der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden, — der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt,"

c) während namentlich der Herzog, die Prinzessin und die Gräfin seine wärmsten Freunde sind (Vergl. I, 2. V. 45 ff., 105 ff. — I, 2. V. 85 ff. — I, 1. V. 200 ff.) und selbst sein scheinbarer Gegner Antonio ihm Beweise seiner aufrichtigsten Freundschaft giebt. (II, 5. V. 9. u. a. a. O.)

2. Seine Lebensgewohnheiten beruhen zum großen Teil darauf, daß ihm Selbstbeherrschung und Willenskraft mangeln;

a) denn er ist nicht imstande, sich in Speise und Trank zu beschränken und „läßt sich vielmehr wie ein Kind — von allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt", trinkt ungemischten Wein und liebt Gewürze und Süßigkeiten;

b) „dann beklagt er seinen trüben Sinn, sein feurig Blut, sein allzuheftig Wesen und schilt auf die Natur und das Geschick"; er verlangt von der Kunst des Arztes Genesung, vermag es aber nicht über sich zu gewinnen, seinen Vorschriften genau nachzukommen (V, 1. V. 70 ff.);

c) auch ist er ein Freund kostbarer Kleidung („Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid — Mit etwas Stickerei, das trägt er gern. — Er sieht sich gern geputzt, vielmehr, er

kann — Unedeln Stoff, der nur den Knecht bezeichnet, — An seinem Leib nicht dulden; alles soll — Ihm fein und gut und schön und edel stehn.");

d) dazu ist er unordentlich und läßt sich bestehlen, er ist überhaupt kein Wirt; immer fehlt es ihm an Geld. (III, 4. V. 113 ff.)

Schluß. So büßt er trotz der liebevollen Bemühungen seiner Freunde die rechte Lebensfreude ein; mit Recht sagt der Herzog daher:

„— Über vieles kann
Der Mensch zum Herrn sich machen; seinen Sinn
Bezwinget kaum die Not und lange Zeit."

117.

Wodurch wird in Goethes Drama „Torquato Tasso" bis zum Beginn der Handlung Tassos Gemütsstimmung in schönem Gleichgewicht gehalten, und wodurch wird dieses gestört?

Einleitung. Tassos Charakter ist bei Goethe nicht wie der der übrigen Personen ein fertiger, sondern er ist in der Entwicklung begriffen. Der Dichter führt uns nicht nur seinen gegenwärtigen Zustand vor, sondern läßt uns auch einen Blick in die Vergangenheit und Zukunft thun.

Ausführung. Was hat bis zum Beginn der Handlung seine krankhaften Empfindungen im Zaume gehalten, und wodurch werden die Stürme in seiner Brust entfesselt?

I. Die harmonische Gemütsstimmung Tassos war hervorgerufen:

1. Durch die Beschäftigung mit seinem großen Epos, der dichterischen Darstellung des ersten Kreuzzuges. („Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum; — Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur.")

2. Durch das hoheitsvolle Wesen der Prinzessin und ihr Verständnis für seine innerste Natur („Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergessen, — Daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann! — Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln sollte, — Sich einen Fuß beschädigte, wir würden — Doch lieber langsam gehen und unsre Hand — Ihm gern und willig leihen."); er fühlt sich „von jeder Sucht und jedem falschen Triebe — durch einen Blick in ihren Blick geheilt."

3. Durch die Gunst und Nachsicht des Herzogs. („Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie – Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade. — Ich thue was ich kann, um Sicherheit — Und Zutraun seinem Busen einzuprägen. — Ich geb' ihm oft in Gegenwart von vielen — Entschiedne Zeichen meiner Gunst.")

Übergang. Schon mit Beendigung seiner Dichtung beginnt für Tasso die Gefahr; seine krankhafte Stimmung tritt zuerst deutlicher nach der Bekränzung durch die Prinzessin hervor.

II. Die Störung seiner Gemütsstimmung erfolgt dann vollends:

1. Durch sein Zusammentreffen mit Antonio,

a) der als Staatsmann eine von dem Herzoge gleichfalls warm anerkannte Thätigkeit in Rom entfaltet hat und so als Nebenbuhler um des Fürsten Gunst auftritt (Alphons: „— Ohne Schwertschlag — Hast du's geleistet, eine Bürgerkrone — Dir wohl verdient. Es sollen unsre Frauen — Vom ersten Eichenlaub am schönsten Morgen — Geflochten dir sie um die Stirne legen." — Antonio zu Tasso: „Mir war es lang bekannt, daß im Belohnen — Alphons unmäßig ist, und du erfährst, — Was jeder von den Seinen schon erfuhr." — Vergl. Ariosts Lob. I, 4. V. 144 ff),

b) der ein lebendiges Bild der großartigen Wirksamkeit des Papstes Gregor XIII. entwirft und

α) dadurch zunächst Tassos Thatenlust weckt („Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt, — Es waren die Gestalten jener Welt, — Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer — Um einen großen, einzig klugen Mann — Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet, — Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt. — Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust — Die sichern Worte des erfahrnen Mannes; — Doch, ach, je mehr ich horchte mehr und mehr — Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete — Wie Echo an den Felsen zu verschwinden, — Ein Widerhall, ein Nichts, mich zu verlieren." — Vergl. II, 1. V. 62 ff.),

β) seinen Neid erregt. („Er besitzt — Ich mag wohl sagen,

alles, was mir fehlt. — Doch — haben alle Götter sich versammelt, — Geschenke seiner Wiege darzubringen, — Die Grazien sind leider ausgeblieben; — Und wem die Gaben dieser Holden fehlen, — Der kann zwar viel besitzen, vieles geben, — Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn.")

2. Durch die Erkenntnis der Neigung der Prinzessin, welche
   a) zunächst seinen Thatendurst beschwichtigt, sodaß er mit raschem Umschwunge der Stimmung die goldne Zeit preist („Da auf der freien Erde Menschen sich — Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten, — Da ein uralter Baum auf bunter Wiese — Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab, — Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige — Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang."),
   b) seine Liebe zu ihr, obgleich sie sie einzudämmen sucht („Nicht weiter, Tasso!"), nur noch mehr entzündet („Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah, — Und dieses Glück ist über alle Träume." II, 2.),
   c) ihn dazu bestimmt, in seiner leidenschaftlichen Erregung eine Annäherung an Antonio zu versuchen („Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand — Und hoffe, daß auch du mich nicht verschmähst.")

III. Durch die harte Zurückweisung, die er von Antonio erfährt. („Du zeigst mir selbst mein Recht, dich zu verschmähn. — Der übereilte Knabe will des Manns — Vertrau'n und Freundschaft mit Gewalt ertrotzen? — Unsittlich, wie du bist, hältst du dich gut?")

Schluß. Nachdem Tasso dann durch die Herausforderung Antonios die Freistätte des Fürstenpalastes verletzt hat und deswegen von seinem gütigen Herrn über ihn eine milde Strafe verhängt worden ist, glaubt er dessen Gunst verloren zu haben, fühlt sich tief unglücklich und verkennt alle seine Freunde.

118.

Warum wird Tasso durch die Bekränzung so krankhaft aufgeregt?

Einleitung. Endlich hat Tasso während seiner Muße am Hofe von Ferrara sein großes Epos beendigt. Er überreicht es dem Herzog mit den Worten: „An Euch nur dacht' ich, wenn ich sann und

schrieb, — Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch, — Euch zu ergötzen, war mein letzter Zweck."

Übergang. Alphons nimmt die Dichtung erfreut an und gebietet der Schwester, den Dichter mit dem Kranze zu zieren, mit dem sie die Büste Vergils geschmückt hat.

Ausführung. Warum wird Tasso durch die Bekränzung so krankhaft aufgeregt?

I. Weil ihm selbst das Bewußtsein seiner Würdigkeit fehlt und er daher nicht die Kraft besitzt, sein Glück zu ertragen: „Ich bin nicht wert, die Kühlung zu empfinden, — Die nur um Heldenstirnen wehen soll — Im Glück — Verläßt sie mich, die angeborne Kraft, — Die standhaft mich dem Unglück, stolz dem Unrecht begegnen lehrte."

1. Daher fürchtet er, seine Belohnung zu verlieren; der Augenblick erscheint ihm schal, „in dem er nicht den Kranz auf seinem Haupte fühlt und den Herzog und die Leonoren nicht um sich sieht, wie sie ihm im Chor zujubeln."

2. Da er weiß, daß dieser Wunsch eitel ist, so fleht er wieder: „O, nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder, — Nehmt ihn hinweg! Er sengt mir meine Locken, — Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß — Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft — Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze — Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es ist zu viel!"

II. Weil er den Neid der Menschen fürchtet, in welcher Besorgnis er nur zu bald durch Antonio bestärkt wird, der ihm zuruft: „Doch giebt es leichte Kränze, Kränze giebt es — Von sehr verschiedner Art; sie lassen sich — Oft im Spazierengehn bequem erreichen;" hierauf erwidert Tasso ihm: „Sei erst so groß, mir ihn [den Kranz] nicht zu beneiden." Daher wünscht Tasso

1. mit dem Kranze sich im tiefen Hain zu verbergen und dort einsam zu wandeln (I, 4. V. 148 ff. — „Es ist die Gegenwart, die mich erhöht; — Abwesend schein' ich nur, ich bin entzückt!")

2. oder im Zeitalter der Heroen und Poeten zu leben, „wo gleiches Streben Held und Dichter band." (I, 4. V. 166 ff.)

Schluß. In der Nachgiebigkeit gegen sein Temperament wird es

dem Dichter schwer, das Lob der Menschen zu ertragen; andrerseits ist er zu schwach und zu eitel, ihre Anerkennung zu missen.

119.

Papst Gregor XIII. nach Goethes Darstellung in seinem „Tasso".

Einleitung. Nachdem Antonio in Rom einen Grenzstreit zwischen Alphons und dem Papste zu des ersteren gunsten beigelegt hat, giebt er nach seiner Rückkehr dem Herzoge eine Schilderung seiner Wirksamkeit. (I, 4. V. 7 ff.)

Ausführung. Wie schildert er dabei Gregor XIII? Er rühmt:

I. Seine Menschenkenntnis, die ihn bestimmt hat,

1. aus Achtung vor Alphons dessen Wünschen entgegenzukommen („Der Mann, — Der Männer unterscheidet, kennt und rühmt — Dich hoch. Um deinetwillen that er viel."),
2. auf die Vorstellungen Antonios zu hören; denn „nur der erfahrne Mann besitzt sein Ohr, — Der thätige sein Zutraun, seine Gunst."

II. Seine Staatsklugheit, vermöge deren er den wahren Vorteil seines eignen Staates im Auge behält (I, 4. V. 69 ff.) und

1. sich seinen Nachbarn doch freundlich erweist („Das Streifchen Land, das er dir überläßt, — Weiß er, wie deine Freundschaft wohl zu schätzen."),
2. Italien den Frieden erhält („Italien soll ruhig sein; er will — In seiner Nähe Freunde sehen, Frieden — Bei seinen Grenzen halten, daß die Macht — Der Christenheit, die er gewaltig lenkt, — Die Türken da, die Ketzer dort vertilge."),
3. seine Verwandten nur insoweit begünstigt und belohnt, als sie „dem Staat als wackre Männer dienen,"
4. die Wissenschaft ehrt, „sofern sie nutzt — den Staat regieren, Völker kennen lehrt", die Kunst schätzt, „sofern sie ziert, sein Rom — verherrlicht." — —

Schluß. Antonio schließt deshalb mit den Worten:

„Es ist kein schönrer Anblick in der Welt
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert,
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,

Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird."

120.

Wie erklären wir uns die Härte, mit der Antonio Tassos dargebotene Freundschaft zurückweist?

Einleitung. Tasso, der Dichter und Idealist, bildet einen offenbaren Gegensatz zu Antonio, dem Staatsmanne und Realisten. („Zwei Männer sind's, — Die darum Feinde sind, weil die Natur — Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.") Sobald sie zusammentreffen, kommt es deshalb zu einem Widerstreit zwischen ihnen.

Ausführung. Wir fragen uns aber dabei: Warum weist Antonio Tassos Freundschaft mit so großer Härte zurück? Dazu bestimmt ihn:

I. Seine Welterfahrung, die ihn vor Übereilung warnt,
   1. indem er fürchtet, daß er Tassos Freundschaft nicht mit gleicher Wärme erwidern könne (II, 3. V. 10 ff.) und
   2. indem er weiß, daß „Vertrauen und Freundschaft nicht mit Gewalt zu ertrotzen" sei. (II, 3. V. 167 ff.)

II. Seine Abneigung gegen Tassos Wesen, zu dem er sich im bewußten Gegensatze weiß,
   1. da dieser ein mehr innerliches Leben führt, mit Vorliebe im Reiche der Phantasie weilt und kein Verständnis für Antonios Sinnesart und Wirksamkeit hat („Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst Beschäftigen, wenn es nur nützlich wäre. — Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes — Erkennen; denn er mißt nach eignem Maß — Sich bald zu klein und leider oft zu groß. — Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur — Das Leben lehret jedem, was er sei." — Vergl. I, 4. V. 18 u. 19.);
   2. da Tasso dem Glucke vertraut und gewohnt ist, überall ohne Mühe zu siegen. („Du bist gewohnt zu siegen, überall — Die Wege breit, die Pforten weit zu finden." — Vergl. III, 4. V. 163 ff.)

III. Sein Stolz,
   1. den ihm das Bewußtsein seines eignen Wertes einflößt („Ihr scheint zufrieden — Mit dem, was ich gethan, was ich vollbracht. — Und so bin ich belohnt für jede Sorge, — Für

manchen bald mit Ungeduld durchharrten, — Bald absichtslos verlornen Tag. Wir haben — Nun, was wir wünschen, und kein Streit ist mehr."),

2. den er aus der Anerkennung seines Fürsten schöpfen darf. („Ohne Schwertschlag — Hast du's geleistet, eine Bürgerkrone — Dir wohl verdient. Es sollen unsre Frauen — Vom ersten Eichenlaub am schönsten Morgen — Geflochten dir sie um die Stirne legen.")

IV. Sein Neid,

1. der sich schon bei dem Anblick des bekränzten Dichters äußert („Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen — Alphons unmäßig ist, und du erfährst, — Was jeder von den Seinen schon erfuhr.");

2. den er Tasso gegenüber auch nach seinem Annäherungsversuche nicht verleugnet („Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt, — Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone — Doch giebt es leichte Kränze, Kränze giebt es — Von sehr verschiedner Art; sie lassen sich — Oft im Spazierengehen bequem erreichen."), sodaß Tasso ihm erwidert: „Sei erst so groß, mir ihn [den Kranz] nicht zu beneiden;"

3. der begründet ist in der Enttäuschung, die Antonio bei seiner Rückkehr aus Rom erlebt; er sucht seine Schroffheit gegen Tasso Leonore gegenüber zu entschuldigen, indem er sagt: „Allein gestehe, wenn ein wackrer Mann — Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt — Und spät am Abend in ersehntem Schatten — Zu neuer Mühe auszuruhen denkt, — Und findet dann von einem Müßiggänger den Schatten breit besessen, soll er nicht — Auch etwas Menschlichs in dem Busen fühlen?" — Vergl. III, 4. V. 138 ff.)

Schluß. Dennoch ist Antonio so gerecht und leidenschaftslos, daß er bald sein Unrecht einsieht und Leonore bittet:

„Thu, was du kannst, daß dieser Mann sich finde
Und alles wieder bald im Gleichen sei.
Ich gehe selbst zu ihm, sobald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig ist,
Sobald du glaubst, daß meine Gegenwart
Das Übel nicht vermehrt."

121.

Wodurch macht Antonio das Unrecht, das er gegen Tasso begangen hat, wieder gut?

Einleitung. Auf den Wunsch der Prinzessin versucht Tasso, sich Antonio zu nähern; dieser weist jedoch die dargebotene Freundeshand mit Schroffheit und Härte zurück.

Ausführung. Wodurch sucht Antonio diesen Fehler wieder gut zu machen?

I. Durch seine Fürsprache
 1. bei dem Herzoge, indem er bei diesem für Tasso eintritt, („— Seinen Lippen ist im größten Zorn — Kein sittenloses Wort entflohen.") und ihn bittet, ihm die Freiheit wiederzugeben (II, 5. V. 9 u. 10.);
 2. bei Leonore. (III, 6. V. 270 ff.)

II. Durch seine Versöhnlichkeit und sein Entgegenkommen gegen Tasso selbst,
 1. dadurch, daß er ihm in des Fürsten Namen die Freiheit wieder giebt (IV, 4. V. 7 u. 8.),
 2. dadurch, daß er sich bei ihm entschuldigt („Dann sag' ich dir von mir: Ich habe dich — Mit Worten, scheint es, tief und mehr gekränkt, — Als ich, von mancher Leidenschaft bewegt, — Es selbst empfand. Allein kein schimpflich' Wort — Ist meinen Lippen unbedacht entflohen; — Zu rächen hast du nichts als Edelmann — Und wirst als Mensch Vergebung nicht versagen."),
 3. dadurch, daß er ihm seine Dienste anträgt (IV, 4. V. 36 ff.) und ihm den selbstlosen Rat giebt, in der Nähe des Fürsten zu bleiben (IV, 4. V. 60 ff. — Vergl. V. 124 ff.),
 4. dadurch, daß er den Bitten des Dichters nachgiebt und sich wider seine Überzeugung bereit erklärt, ihm Urlaub bei dem Herzoge zu erwirken. (IV, 5. V. 182 ff. — Vergl. V, 1. V. 10 ff. u. 29 ff.)

III. Durch seine Teilnahme in Tassos größter Bedrängnis,
 1. indem er ihn auf seinen Fehler aufmerksam macht und ihn aufzurichten sucht („Du lästerst, du erlaubst dir Wort auf Wort, — Das deinen Schmerzen zu verzeihen ist, — Doch das du selbst dir nie verzeihen kannst." — Vergl. V, 5. V.

1 ff. — „Du bist so elend nicht, als wie du glaubst, — Ermanne dich! Du giebst zu viel dir nach."),

2. indem er ihm seinen Beistand verspricht („Ich werde dich in dieser Not nicht lassen; — Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht, — So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen."),

3. indem er ihm seinen Wert zum Bewußtsein bringt. („Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst, — Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!")

Schluß. Antonio gelingt es denn auch, den verzweifelten Dichter sich selbst wiederzugeben. Tasso erkennt, was er ist und was ihm niemand rauben kann. Er erwidert dem neugewonnenen Freunde:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide."

122.

Wie schildert Goethe in seinem „Tasso" die Thätigkeit des Dichters?

Einleitung. Goethe hat sein Drama „Tasso" dazu benutzt, um viele seiner Ansichten über die Poesie und die dichterische Thätigkeit auszusprechen.

Ausführung. Wie schildert er den Dichter und seine Thätigkeit?

I. Des Dichters Stellung.

1. Er gleicht dem Helden; denn beide haben sich einer hohen Aufgabe gewidmet, der eine durch das Lied, der andere durch die That. („So bindet der Magnet durch seine Kraft — Das Eisen mit dem Eisen fest zusammen, — Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet." — „Zwar herrlich ist die liedeswerte That; — Doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle — Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.")

2. Er beansprucht Sorgenfreiheit. („Du [Alphons] warst allein, der aus dem engen Leben — Zu einer schönen Freiheit mich erhob, — Der jede Sorge mir vom Haupte nahm, — Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich — Zu mutigem Gesang enfalten konnte.")

II. Des Dichters Thätigkeit.

1. Er schafft langsam und mit Bedacht. („Er ändert stets, ruckt

langsam weiter vor, — Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung." — Sein Werk — „noch bleibt es unvollendet, — Wenn es auch gleich geendigt scheinen möchte.")

2. Er verklärt die Wirklichkeit, indem er die Gegensätze zu höherer Einheit aufhebt. („Die tausendfältigen Gedanken vieler — Verschiedner Menschen, die im Leben sich — Und in der Meinung widersprechen, faßt — Der Dichter klug in eins und scheut sich nicht — Gar manchem zu mißfallen, daß er manchem — Um desto mehr gefallen möge." — „Was die Geschichte reicht, das Leben giebt, — Sein Busen nimmt es gleich und willig auf; — Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt, — Und sein Gefühl belebt das Unbelebte. — Oft adelt er, was uns gemein erschien, — Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts." — Vergl. I, 4. V. 145 ff.)

3. Er verleiht dem Vergänglichen Dauer („Das, was vergänglich ist, bewahrt sein Lied"), und er nimmt wahr, was den Sinnen der Menschen sonst verschlossen ist. („Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum; — Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur.")

III. Hauptgegenstand der Dichtung ist:

1. Die Liebe. („In diesem schönen Lande [auf der Insel der Poesie], hat man mir — Versichern wollen, wächst vor andern Bäumen — Die Myrte gern." — „Versteckt im Busche gleich der Nachtigall, — Füllt er aus einem liebekranken Busen — Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft.")

2. Die Großthaten der Helden und Anführer. („Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl — Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung — Des raschen Krieges — hat er die ersonnen? — Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held — An dem beschiednen Tage kräftig zeigt, — Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Mut, — Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft, — Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst, — Das alles eingeflößt, als wärest du — Mein Genius, der eine Freude fände, — Sein hohes, unerreichbar hohes Wesen — Durch einen Sterblichen zu offenbaren?")

IV. Des Dichters Lohn:

1. Der Lorbeer. („Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen — In seinem reinen Spiegel einen Mann, — Der, wunderbar bekränzt, im Widerschein — Des Himmels zwischen Bäumen, zwischen Felsen — Nachdenkend ruht, so scheint es mir, ich sehe — Elysium auf dieser Zauberfläche — Gebildet.")
2. Die Anerkennung gleichgesinnter Freunde. („An Euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb, — Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch, — Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck — Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, — Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre. — Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis, — In dem sich meine Seele gern verweilt")
3. Die Gunst der Frauen. („Es ist sehr billig, daß die Frauen dir — Aufs freundlichste begegnen; es verherrlicht — Dein Lied auf manche Weise das Geschlecht. — Zart oder tapfer, hast du stets gewußt — Sie liebenswert und edel vorzustellen.")

Schluß. Die höchste Bestimmung der dichterischen Thätigkeit ist, daß der leidende Dichter, wie Goethe selbst es erfahren hat, in seinem Liede Trost und Linderung finde.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide."

123.

Welche Gefahren findet Goethe in der dichterischen Thätigkeit für den Menschen?

Nach Goethes „Tasso".

Einleitung. Goethe preist zwar in seinem „Tasso" im allgemeinen die Thätigkeit des Dichters; doch findet er darin auch Gefahren für den Menschen.

Ausführung. Worin bestehen diese Gefahren? Sie bestehen:

I. Darin, daß die dichterische Thätigkeit den Hang des Menschen zur Einsamkeit befördert, indem er dadurch

1. zur Beschäftigung mit sich selbst geführt wird („Dich führet alles, was du sinnst und treibst — Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum — Gar mancher Abgrund, den das

Schicksal grub; — doch hier in unserm Herzen ist der tiefste, — Und reizend ist es, sich hinab zu stürzen. — Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst!"),

2. dazu veranlaßt wird, selbst den Kreis der Freunde zu fliehen. („So kann ich doch nicht loben, daß er selbst — Den Kreis vermeidet, den die Freunde schließen.")

II. Darin, daß er sich in das süße Glück der Träume einwiegt und sich daran gewöhnt, in dem Reiche der Phantasie zu leben, indem er infolgedessen

1. das Verständnis der wirklichen Welt verliert; denn „wer die Menschen meidet, wird sie bald verkennen", und „der Mensch erkennt sich nur im Menschen";

2. seine eigene Willenskraft zu üben vernachlässigt, dagegen übertriebene Anforderungen an die anderen stellt,

a) in der Liebe, wie Tasso die Erwiderung seiner Liebe von der Prinzessin erwartet („ — Welch' neuer Kreis — Entdeckt sich meinem Auge, welches Reich! — Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt! — Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah, — Und dieses Glück ist über alle Träume."),

b) in der Freundschaft, wie Tasso dem Antonio gegenüber. („Der übereilte Knabe will des Manns — Vertrau'n und Freundschaft mit Gewalt ertrotzen?" — Dennoch behauptet Tasso: „Dieser [Antonio] — Hat alle Schuld, wenn ich mich schuldig machte. — Er hat die Glut gewaltsam angefacht, — Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.")

Schluß. Goethe verstand es wohl, diese Gefahren zu schildern, da er ihnen in seiner eigenen dichterischen Thätigkeit nicht selten begegnet, bisweilen unterlegen ist.

124.

Warum sucht Tasso die Einsamkeit mehr als die Gesellschaft?

Einleitung. Der Herzog tadelt an Tasso seinen Hang zur Einsamkeit, indem er sagt: „Es ist ein alter Fehler, daß er mehr — Die Einsamkeit als die Gesellschaft sucht."

Ausführung. Warum sucht Tasso die Einsamkeit?

I. Aus Liebe zur Dichtkunst; denn der Herzog fährt fort: „Verzeih'

ich ihm, wenn er den bunten Schwarm — Der Menschen flieht und lieber frei im stillen — Mit seinem Geist sich unterhalten mag, — So kann ich doch nicht loben, daß er selbst — Den Kreis vermeidet, den die Freunde schließen."

1. In der Einsamkeit kann er sich dem Naturgenuß und der Geschichte längst entschwundener Zeiten hingeben. („Die Menge [aber] macht den Künstler irr und scheu.")
2. In der Einsamkeit kann er sich in das süße Glück seiner Träume versenken. („Dieser Pfad — Verleitet uns durch einsames Gebüsch, — Durch stille Thäler fortzuwandern; mehr — Und mehr verwöhnt sich das Gemüt und strebt — Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt, — In seinem Innern wiederherzustellen, — So wenig der Versuch gelingen will.")

II. Wegen der traurigen Erfahrungen, die er in seiner Jugend gemacht hat. („Und zog die schöne Welt den Blick des Knaben — Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an, — So trübte bald den jugendlichen Sinn — Der teuern Eltern unverdiente Not.")

III. Aus Mangel an Menschenkenntnis, indem er

1. die Menschen beargwöhnt (Alphons: „So ist er oft um meine Gunst besorgt, — Weit mehr, als es ihm ziemte; gegen viele — Hegt er ein Mißtrau'n, die, ich weiß es sicher, — Nicht seine Feinde sind."),
2. die Menschen [Antonio] fürchtet. („Ich will dir gern gesteh'n, es hat der Mann, — Der unerwartet zu uns trat, nicht sanft — Aus einem schönen Traum mich aufgeweckt.")

Schluß. Die Versuche seiner Freunde, Tasso von seiner verderblichen Neigung zu befreien, sind vergeblich; er geht in seinem Argwohn so weit, daß er selbst den Herzog und die Prinzessin verkennt, die nur auf sein Wohl bedacht sind. So bewahrheitet sich in der That die Besorgnis der Prinzessin:

„ — Daß er nicht
Die Menschen länger meide, daß sein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle."

125.

Welche schlimmen Wirkungen übt die Einsamkeit auf Tasso aus?

Einleitung. In der Zurückgezogenheit von dem Treiben der Welt hat Tasso seine große Dichtung beendigt, die ihm Ruhm und einen unsterblichen Namen sichert. Doch der Herzog hat auch die Gefahren erkannt, welche ihm aus seiner Absonderung drohen. („Es liegt um uns herum — Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub; — Doch hier, in unserm Herzen ist der tiefste, — Und reizend ist es, sich hinabzustürzen. — Ich bitte dich, entreiße dich dir selbst.")

Ausführung. Welches sind die schlimmen Wirkungen, welche die Einsamkeit bei Tasso hervorgebracht hat? Diese schlimmen Wirkungen sind:

I. Tassos Mangel an Welt- und Menschenkenntnis.

1. Sein Mißtrauen („So ist er oft um meine Gunst besorgt, — Weit mehr, als es ihm ziemte; gegen viele — Hegt er ein Mißtrau'n, die, ich weiß es sicher — Nicht seine Feinde sind." — „Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich — Umgeben." — Vergl. IV, 5. V 32 ff. u. 2. V. 100.), welches ihn sogar verleitet zur Verkennung

a) des Herzogs („Nun muß ich schweigen lernen, wenn er spricht, — Und thun, wenn er gebietet, mögen auch — Verstand und Herz ihm lebhaft widersprechen." — Vergl. II, 4. V. 140. — IV, 2. V. 126 ff. — „Ja, nun ist's gethan! — Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst — Auf einmal unter; seinen holden Blick — Entziehet mir der Fürst und läßt mich hier — Auf düst'rem, schmalem Pfad verloren stehn."),

b) Leonorens („Die zarte Freundin! Ha, dich kenn' ich nun! — O, warum traut' ich ihrer Lippe je? — Sie war nicht redlich, wenn sie noch so sehr — Mir ihre Gunst, mir ihre Zärtlichkeit — Mit süßen Worten zeigte! Nein, sie war — Und bleibt ein listig Herz, sie wendet sich — Mit leisen, klugen Tritten nach der Gunst."),

c) der Prinzessin. („Ich weiß nun ganz, wie die Prinzessin denkt — — Ja, ja, auch das ist wahr, verzweifle nicht! — Sie wird mich gern entlassen, wenn ich gehe." — „Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du, — Geliebte

Fürstin, du entziehst dich mir! — In diesen trüben Stunden hat sie mir — Kein einzig Zeichen ihrer Gunst gesandt.")

2. Seine Vernachlässigung der Umgangsformen. („Der übereilte Knabe will des Manns - Vertrau'n und Freundschaft mit Gewalt ertrotzen.")

II. Der Mangel an Willenskraft und Selbstkenntnis, der sich offenbart

1. in seiner Reizbarkeit, als Antonio seine Freundschaft zurückweist (II, 3.),
2. in seiner Ungerechtigkeit gegen Antonio („Dieser — Hat alle Schuld, wenn ich mich schuldig machte. — Er hat die Glut gewaltsam angefacht, — Die mich ergriff und mich und ihn verletzte." — Vergl. IV, 1 V. 16 ff.),
3. in dem Geständnis seiner Liebe der Prinzessin gegenüber. (Vergl. V, 5. V. 154—170. — II, 1. v. 366 ff.)

III. Der Verlust seines Lebensglückes,

1. die Störung seines Seelenfriedens,
2. die Trennung von seinen Freunden.

Schluß. Mit Recht sagt deshalb Leonore:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt."

126.

Wie entwickelt und äußert sich Tassos Neigung zu der Prinzessin?

Einleitung. Tasso teilt seine Neigung nicht zwischen den beiden Freundinnen; er liebt nur die Prinzessin, wenn er auch zunächst noch den Verhältnissen Rechnung trägt und die offene Äußerung seiner Liebe zu vermeiden sucht.

Ausführung. Wie offenbart sich allmählich Tassos Neigung zu der Prinzessin? Es geschieht dies in folgenden Stufen:

I. Tassos Neigung zu der Prinzessin ist anfangs nur eine schüchterne Dichterliebe als willkommener Gegenstand seiner Dichtungen. Dies erkennt sowohl

1. die Prinzessin, welche in den „schönen Liedern", die sie an den Bäumen angeheftet findet, „holde Früchte einer wahren Liebe" sieht, als auch

2. die Gräfin, welche zugiebt, daß Tassos Gefühl für die Prinzessin sich in dem Doppelsinn des gleichen Namens verberge, den sie beide tragen.

II. Die Krönung des Dichters durch die Prinzessin und die erneute Versicherung ihrer Freundschaft (I, 3. V. 108.) ruft dann in ihm eine heftige Erregung (I, 3. u. II, 1.) hervor, die sich äußert

1. in seiner Überzeugung, er müsse sich durch Heldenthaten der Freundschaft der hohen Frau würdig zu erweisen suchen (I, 3. V. 118 ff.),

2. in der Schilderung seiner Beziehungen zu ihr, die er selbst entwirft;

a) er erklärt, ein Blick von ihr habe ihn beruhigt („Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn — Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt, — So war auch ich von aller Phantasie, — Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe — Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.“ — Vergl. II, 1. V. 158 ff.);

b) deshalb bedauert er, daß „die goldene Zeit“ entflohen sei, da „auf der freien Erde“ die Menschen ungehindert dem Naturtriebe einer „sehnsuchtsvollen Liebe“ folgten (II, 1. V. 230 ff.);

c) er gesteht, daß alles, was in seinem Liede widerklingt, nur einer gelte, von der er sagt: „Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild — Vor meiner Stirne, das der Seele bald — Sich überglänzend nahte, bald entzöge. — Mit meinen Augen hab' ich es gesehn, — Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;“ sodaß die Prinzessin über den Sinn von Tassos Worten nicht mehr im Zweifel sein kann („Wir hören, und wir glauben zu verstehn; — Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln, — Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.“) und seinen weiteren Erklärungen mit der Mahnung „Nicht weiter!“ entgegentreten muß.

III. Die Neigung Tassos wird zu einer heftigen Leidenschaft,

1. der er in einem Monologe (II, 2) in Worten Ausdruck giebt („Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah, — Und dieses Glück ist über alle Träume.“),

2. die ihn dazu bestimmt, seinem Nebenbuhler um die Gunst

des Fürsten seine Freundschaft anzubieten. („Ja, fordre, was du willst; denn ich bin dein.“ — Vergl. IV, 4. V. 36 ff.)

IV. Der Trost, den ihm die Prinzessin spendet (V, 4.), ihre Versicherung, wie wert er ihrem Herzen sei, („Ich muß dich lassen, und verlassen kann — Mein Herz dich nicht.“) und die Einsicht, zu der er gelangt, wie sehr er sie verkannt habe, entflammt dann seine Leidenschaft in dem Maße, daß er sie umarmt und ihr seine Liebe gesteht.

Schluß. Obgleich die Prinzessin Tassos Liebe erwidert, bleibt sie der Schranken eingedenk, die sie trennen („Hinweg!“), wogegen Tasso durch seine Leidenschaftlichkeit selbst ein Glück zerstört, das seines Herzens höchste Seligkeit gewesen ist.

127.

Kunst und Wissenschaft in Italien zur Zeit Tassos. Nach Goethes Drama.

Einleitung. Goethe lebte in einem deutschen Ländchen, dessen Herrscher Karl August sich die Pflege von Kunst und Wissenschaft zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hatte. Ihm und seinem erlauchten Hause hat Goethe aus Dankbarkeit ein Denkmal in seinem „Tasso“ gesetzt, dessen Held in einem ähnlichen Verhältnis zu Alphons von Ferrara steht, wie jener zu dem Herzoge von Weimar.

Ausführung. Der Zustand von Kunst und Wissenschaft in Italien nach Goethes Schilderung in seinem „Tasso“.

Übergang. Zur Zeit Tassos wetteiferten die italienischen Fürsten und Städte in der Pflege von Kunst und Wissenschaften. („Das hat Italien so groß gemacht, — Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet, — Die Bessern zu besitzen, zu benutzen. — Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst, — Der die Talente nicht um sich versammelt; — Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, — Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.“)

I. Die Hauptstätten, wo Kunst und Wissenschaft zu Tassos Zeit in Italien gepflegt wurde.

1. Florenz, wo ein kunstsinniges Fürstenhaus sich mit der Bürgerschaft in die Pflege von Kunst und Wissenschaft teilte. („Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst, — Welch einem Fürsten du dich nahen wirst — Und welche Männer diese schöne Stadt — In ihrem Busen hegt und welche

Frauen.“ — „Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht.“)

2. Ferrara. („Groß ist Florenz; doch der Wert — Von allen seinen aufgehäuften Schätzen — Reicht an Ferraras Edelsteine nicht; — Ferrara ward durch seine Fürsten groß. — Mir klang als Kind — Der Name Herkules von Este schon, — Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr. — Hier ward Petrarch bewirtet, hier gepflegt, — Und Ariost fand seine Muster. — Italien nennt keinen großen Namen, — Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.“)

3. Rom, wo Tasso sein Werk der Prüfung der größten Kenner unterwerfen will und er mit dem Lorbeer auf dem Kapitol gekrönt werden soll. („— Ich möchte dort, — Wo noch der Geist der großen Männer schwebt — Und wirksam schwebt, dort möcht ich in die Schule — Auf's neue mich begeben.“ — „Ich finde viele Männer dort versammelt, — Die Meister aller Art sich nennen dürfen. — Und spricht in jener ersten Stadt der Welt — Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns? — Wie viele tausend stumme Lehrer winken — In ernster Majestät uns freundlich an!“ — Vergl. IV, 4 V. 109 ff. — I, 3 V. 105 ff.)

II. Die Künste und Wissenschaften, die nach Goethe zu Tassos Zeit in Italien gepflegt wurden.

1. Die Dichtkunst.

a) Das Epos. („Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl — Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung — Des raschen Krieges — hat er die ersonnen? — Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held — An dem beschiednen Tage kräftig zeigt, — Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Mut, — Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft, — Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst, — Das alles eingeflößt?“ — Vergl. II, 1. V. 64 ff.)

b) Das lyrische Lied. Sonett und Idyll. (Vergl. I, 1. V. 177 ff.)

2. Die Musik. („Eines war, — Was in der Einsamkeit mich schön ergötzte, — Die Freude des Gesangs; ich unterhielt — Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und Sehnsucht —

Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein. — Da wurde Leiden oft Genuß und selbst — Das traurige Gefühl zur Harmonie.“)

3. Die Skulptur, die aber nur beiläufig erwähnt wird. („Er [der Papst] schätzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom — Verherrlicht und Palast und Tempel — Zu Wunderwerken dieser Erde macht.“)

4. Von den Wissenschaften wird nur der Kenntnis alter Sprachen, der Archäologie und der platonischen Philosophie gedacht. („Die Kenntnis alter Sprachen und des Besten, — Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter.“ Prinzessin — „Du, Schülerin des Plato! nicht begreifen, — Was dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt?“ Leonore zur Prinzessin.)

III. Die Dichter, welche von Goethe hervorgehoben werden außer Tasso, der von der Prinzessin mit dem für Vergil bestimmten Kranze geschmückt wird. (I, 3.)

1. Ariost. (1474—1533. Verfasser des romantischen Epos „Orlando furioso“.) Von ihm sagt der Dichter: „Wie die Natur die innig reiche Brust — Mit einem grünen bunten Kleide deckt, — So hüllt er alles, was den Menschen nur — Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann, — Ins blühende Gewand der Fabel ein. — Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand — Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn — Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie — In seinen Liedern und persönlich doch — Wie unter Blütenbäumen auszuruhn, — Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüten, — Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt — Vom losen Zauberspiel der Amoretten.“

2. Petrarca. (1304—1374. Sonettendichter und gelehrter Kenner des klassischen Altertums.) Leonore erwähnt in ihrem Selbstgespräch (III, 3): „Ist Laura denn allein der Name, der — Von allen zarten Lippen klingen soll? — Und hatte nur Petrarch allein das Recht, — Die unbekannte Schöne zu vergöttern?

Schluß. Auch der Tadel bleibt den damaligen Kulturzuständen nicht erspart, er trifft besonders die starke Hinneigung zum „Antik-Heid-

nischen", welche die Mutter der fürstlichen Geschwister, Rénée von Frankreich, zu dem „fremden Irrtum" des Calvinismus bestimmt hat. („Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit, — Die Kenntnis jeder Art, ihr hoher Sinn? — Konnt' er sie vor dem fremden Irrtum schützen? — Man nahm uns von ihr weg; nun ist sie tot; — Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie — Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sei.")

128.

Das Leben an den italienischen Höfen zu Tassos Zeit. Nach Goethes Drama.

Einleitung. Goethe war zwar in Weimar dem Hofleben nicht fern geblieben; dieses bewegte sich jedoch, so mannigfach und ungebunden es war, in einfachen Verhältnissen. So erinnerten ihn die Kunstdenkmäler, die er während seines Aufenthaltes in Italien schaute, daran, wie viel glänzender und rauschender es dort zu Tassos Zeit hergegangen sein mochte.

Ausführung. Wie schildert Goethe das Hofleben in Italien zu Tassos Zeit? Er schildert:

I. Das Leben der Fürsten.

1. Die Festlichkeiten an ihren Höfen.

a) Glänzende Ritterspiele. („Als unerfahrner Knabe kam ich her, — In einem Augenblick, da Fest auf Fest — Ferrara zu den Mittelpunkt der Ehre — Zu machen schien. O welcher Anblick war's! — Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze — Gewandte Tapferkeit sich zeigen sollte, — Umschloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht — So bald zum zweiten mal bescheinen wird. — Es saßen hier gedrängt die schönsten Frauen, — Gedrängt die ersten Männer unsrer Zeit. — Und dann eröffneten die Schranken sich; — Da stampften Pferde, glänzten Helm' und Schilde. Staub — Auf einen Augenblick umhüllte wirbelnd — Des Siegers Ehre, des Besiegten Schmach.")

b) Schäferspiele. („Ja, meine Fürstin, mit Vergnügen seh' ich — Uns beide hier so ländlich ausgeschmückt. — Wir scheinen recht beglückte Schäferinnen — Und sind auch wie die Glücklichen beschäftigt. — Wir winden Kränze.")

2. Ihre Schlösser, Landhäuser und Gärten. (Tasso: „Es hat der Fürst so manches Schloß, — So manchen Garten — dort laßt mich Euer sein! — Wie will ich deine Bäume pflegen, die Citronen — Im Herbst mit Brettern und mit Ziegeln decken — Und mit verbundnem Rohre wohl verwahren! — Es sollen schöne Blumen in den Beeten — Die breiten Wurzeln schlagen; rein und zierlich — Soll jeder Gang und jedes Fleckchen sein. — Und laßt mir auch die Sorge des Palastes! — Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen, — Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden schade. — Die schön mit Stuccatur verzierten Wände — Will ich mit einem leichten Wedel säubern.")

II. Die Stellung der Dichter an den Höfen.

1. Die Gunst, die sie bei den Fürsten und Frauen genossen. (Alphons: „Das haben uns die Medicis gelehrt, — Das haben uns die Päpste selbst gewiesen. — Mit welcher Nachsicht, welcher fürstlichen — Geduld und Langmut trugen diese Männer — Manch' groß' Talent, das ihrer reichen Gnade — Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte." — Leonore: „Wie reizend ist's, in seinem [Tassos] schönen Geiste — Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück — Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied — Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?")

2. Der Dank, den die Dichter ihren Gönnern in poetischen Huldigungen aussprechen. (I, 3. V. 49 ff. — „Mit mannigfalt'gem Geist verherrlicht er — Ein einzig Bild in allen seinen Reimen. — Bald hebt er es in lichter Glorie — Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend — Wie Engel über Wolken vor dem Bilde; — Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach, — Und jede Blume windet er zum Kranz." — „Ich bin nur einer, einer alles schuldig! — Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild — Vor meiner Stirne, das der Seele bald — Sich überglänzend nahte, bald entzöge. — Mit meinen Augen hab' ich es gesehn, — Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne; — Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben. — Tankredens Heldenliebe zu Chlorinden, — Erminiens

stille, nichtbemerkte Treue, — Sophroniens Großheit und Olindens Not.“]

Schluß. Solche Frauen, wie die Herzogin Amalie, die Herzogin Luise, Frau von Stein u. a. hatte Goethe auch in Weimar kennen gelernt und war zu ihnen als Dichter und Mensch in nähere Beziehungen getreten. Sie haben auch ihm bei seiner Dichtung oft als Vorbilder gedient.

129.

Die staatlichen Verhältnisse in Italien zu Tassos Zeit. Nach Goethes Drama.

Einleitung. Goethe hat in seinem „Tasso“ dem Dichter in Antonio den Weltmann gegenübergestellt, der nach der günstigen Beilegung eines Grenzstreites mit dem Papste nach Ferrara zurückkehrt. So bietet sich die Gelegenheit, einen Blick auf die staatlichen Verhältnisse in Italien zu werfen.

Ausführung. Die staatlichen Verhältnisse Italiens zu Tassos Zeit. Italien besteht aus mehreren kleinen Staaten, von denen aber außer Ferrara keiner eingehender von dem Dichter behandelt wird.

I. Die kleinen Staaten,
   1. welchen von Rom keine große Bedeutung beigelegt wird („Vom Vatikan herab sieht man die Reiche — Schon klein genug zu seinen Füßen liegen, — Geschweige denn die Fürsten und die Menschen.“),
   2. die aber doch bei dem päpstlichen Hofe ihre Vertreter unterhalten („Ich gebe Briefe dir an meine Leute, — An Freunde dir nach Rom und wünsche sehr, — Daß du dich zu den Meinen überall — Zutraulich halten mögest,“ sagt der Herzog zu Tasso.) und mit denen der Papst in Frieden zu leben wünscht. („Italien soll ruhig sein; er will — In seiner Nähe Freunde sehen.“)

II. Der Kirchenstaat.
   1. Der Papst. („Es ist kein schönrer Anblick in der Welt — Als einen Fürsten sehn, der klug regiert, — Das Reich zu sehn, — Wo jeder stolz gehorcht, — Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt, — Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.“)

2. Die Schäden der päpstlichen Regierung.
   a) Die Begünstigung der Verwandten des Papstes. („Hat er für die Nepoten viel gethan?")
   b) Die Habsucht der päpstlichen Beamten und Verkäuflichkeit der Ämter. („Denn Rom will alles nehmen, geben nichts, — Und kommt man hin, um etwas zu erhalten, — Erhält man nichts, man bringe denn was hin; — Und glücklich, wenn man da noch was erhält.")
   c) Der Einfluß der Frauen. („Es wäre doch recht artig, meine Freundin, — Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen — Die zarten Hände mischen könnten. — Nicht?" Alphons.)
   d) Die Hinterlist der päpstlichen Staatskunst. („Denn welcher Kluge fänd' im Vatikan nicht seinen Meister?")
3. Die Feinde des Papsttums. („Italien soll ruhig sein, — — Daß die Macht — Der Christenheit, die er gewaltig lenkt, — Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.")

Schluß. Goethe giebt in seinem Tasso keine eingehende Schilderung der politischen Verhältnisse in Italien, sondern nur einzelne Winke darüber, um den Hintergrund der Handlung auch nach dieser Seite hin zu zeichnen.

(Nach Cholevius.)

130.

Charakteristik der Prinzessin in Goethes „Tasso".

Einleitung. Goethe, der Kenner des weiblichen Herzens, hat uns in seinem „Tasso" eine meisterhafte Schilderung zweier Frauencharaktere gegeben, von denen besonders der der Prinzessin in fesselnder Weise ausgeführt worden ist.

Ausführung. Charakteristik der Prinzessin von Ferrara.

I. In geistiger Hinsicht ist hervorzuheben:
   1. Das richtige Gefühl und Urteil, das ihr von Natur eigen ist. („Du fühlst es besser, fühlst es tief und schweigst. — Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks, — Dein Urteil" [ist grad].)
   2. Die hohe Stufe der Bildung, die sie einnimmt.
      a) „Die Kenntnis alter Sprachen und des Besten, — Was

uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter", — sagt sie zu Leonore.

b) Ihr Interesse für die Kunst (Dichtkunst und Musik) und Philosophie. (I, 1. V. 115—133. — Vergl. III, 2. V. 150.)

II. In sittlicher Hinsicht fällt uns auf:

1. Ihre Bescheidenheit. („Mich kann das, Leonore, wenig rühren, — Wenn ich bedenke, wie man wenig ist, — Und was man ist, das blieb man andern schuldig. — Auch kann ich dir versichern, hab' ich nie als Rang und als Besitz betrachtet, was — Mir Natur, was mir das Glück verlieh.")
2. Ihre zarte Weiblichkeit. „Erlaubt ist, was sich ziemt." — „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, — So frage nur bei edlen Frauen an! — Denn ihnen ist am meisten dran gelegen, — Daß alles wohl sich zieme, was geschieht. — Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer — Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht. — Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie, — Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts; — Und wirst du die Geschlechter beide fragen: — Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."
3. Ihre Willensstärke und Welterfahrung, mit der sie
   a) ihre Neigung zu Tasso unterdrückt (I, 1. V. 218 ff.),
   b) ihn zur Mäßigung mahnt. (V, 4.)
4. Ihr Mitgefühl, ihre Uneigennützigkeit und Treue, die sie besonders in ihrem Verhalten gegen Tasso beweist, indem sie
   a) ihn neidlos der Obhut der Gräfin überläßt (III, 2. V. 85 ff. u. 95 ff.),
   b) ihn aufzurichten sucht, als er sich von allen verlassen und verraten glaubt. (V, 4.)
5. Als Folgen ihrer körperlichen Leiden gehören hierhin:
   a) Ihre Entsagungsfähigkeit und Ergebung. (Vergl. ihren Verzicht auf glänzende Hoffeste. II, 2. V. 95 ff.)
   b) Ihre ernste Lebensauffassung („Da wurden Leiden oft Genuß und selbst — Das traurigste Gefühl zur Harmonie.")
   c) Ihr Hang zur Einsamkeit in der Stille des Landlebens und ihre Freude an der Natur. („Ja, es umgiebt uns eine neue Welt. — Der Schatten dieser immer grünen Bäume

— Wird schon erfreulich; schon erquickt uns wieder — Das Rauschen dieser Brunnen; schwankend wiegen — Im Morgenwinde sich die jungen Zweige.")

Schluß. So steht sie sittlich jedenfalls höher als Tasso.

131.

Charakteristik der Gräfin in Goethes „Tasso".

Einleitung. Die weltgewandte Gräfin steht in ihrer Lebensauffassung dem Staatsmanne Antonio nahe.

Ausführung. Charakteristik der Gräfin.

I. Sie ist klug und liebenswürdig. Dies beweist sie
   1. in dem Urteil über Tasso (I, 1. V. 159. — I, 2. V. 65 ff. — III, 2. V. 49 u. 50. — III, 4. V. 105 ff.),
   2. in dem Urteil über das Verhältnis des Dichters zu der Prinzessin und sich selbst. (I, 1. V. 199 ff. u. 222 ff.)

II. Sie besitzt Mitgefühl, das sie zeigt
   1. als Freundin der Prinzessin (Vergl. I, 1. V. 199 ff.),
   2. in dem Anteil an Tassos Geschick („Es wär' am besten, dächt' ich, Tasso reiste — Auf eine Zeit von hier; er könnte ja — Nach Rom, auch nach Florenz sich wenden; dort — Träf' ich in wenig Wochen ihn und könnte — Auf sein Gemüt als eine Freundin wirken." — III, 2. V. 115. u. 116. — III, 4. V. 39 ff. u. 55 ff. — IV, 2. V. 1—10.)

III. Sie ist dennoch nicht ohne Selbstsucht,
   1. indem sie sich nicht scheut, der Freundin trotz der Gewissensbisse, die sie darüber empfindet, den Freund rauben zu wollen (Vergl. III, 3. V. 1—6. — III, 5.),
   2. indem sie sich durch ihre näheren Beziehungen zu dem Dichter einen Namen zu erwerben hofft („Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste — Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück — Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied — Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt? — Dann bist du erst beneidenswert; du bist, — Du hast das nicht allein, was viele wünschen — Es weiß, es kennt auch jeder, was du hast. — Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich, — Das ist der höchste Gipfel jeden Glücks.") und ihn mit Absicht über die Stimmung der Prinzessin täuscht (Tasso: „Wird

sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?" — Gräfin: „Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß."),

3. indem sie ihre Person überhaupt gern in den Vordergrund zu stellen und sich in die Händel der Welt zu mischen liebt. (Alphons: „Es wäre doch recht artig, meine Freundin, — Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen — Die zarten Hände mischen könnten. — Nicht?")

Schluß. Der Gräfin Selbstsucht und List bringen ihr jedoch keinen Vorteil; ihr zu großer Eifer bei der Erreichung ihres Zweckes bewirkt, daß sie ihn gänzlich verfehlt und den Dichter für immer verliert. Tasso sagt von ihr:

„Die zarte Freundin! Ha, dich kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn sie noch so sehr
Mir ihre Gunst, mir ihre Zärtlichkeit
Mit süßen Worten zeigte! Nein, sie war
Und bleibt ein listig Herz, sie wendet sich
Mit leisen, klugen Tritten nach der Gunst."

132.

Charakteristik des Herzogs.

Einleitung. Der Herzog Alphons von Ferrara spielt in Goethes Drama keine hervorragende Rolle; dennoch ist er ein bedeutender Mann, der seinen fürstlichen Beruf nach jeder Seite hin erfüllt und auf den das Wort der Gräfin paßt: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß."

Ausführung. Charakteristik des Herzogs.

I. Sein edler Sinn.

1. Er ist der Mittelpunkt eines Kreises von andern gleichgesinnten Männern, die sich durch ihn angezogen fühlen. („Ein edler Mensch zieht edle Menschen an — Und weiß sie festzuhalten, wie ihr thut. — Um deinen Bruder und um dich verbinden — Gemüter sich, die eurer würdig sind, — Und ihr seid eurer großen Väter wert.")
2. Er ist für Tasso das Vorbild eines edlen Herrschers und Menschen. (I, 3. V. 49—59.)

II. Seine Weltkenntnis und sein reiches, unbefangenes Urteil. Er beweist diese Eigenschaften, indem er

1. sowohl das staatsmännische Verdienst Antonios anerkennt, der seine Aufgabe mit Geschick gelöst hat (I, 4.),
2. als auch die hohe Bedeutung der Dichtkunst zu würdigen versteht („Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, — Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.“) und in Tasso ihren Vertreter ehrt und belohnt. (I, 2 u. 3.)

III. Seine selbstlose Menschenliebe. Sie offenbart sich in dem innigen persönlichen Anteil, den er an Tasso nimmt,

1. indem er ihn von seinen Fehlern heilen möchte, ohne ihn zu verletzen („Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie — Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade. — Ich thue, was ich kann, um Sicherheit — Und Zutraun seinem [Tassos] Busen einzuprägen.“),
2. indem er seine Krönung veranlaßt (I, 3. V. 80 ff.) und ihm die feierliche Dichterkrönung in Rom verheißt („Es ist ein Vorbild nur von jener Krone, — Die auf dem Kapitol dich zieren soll.“),
3. indem er Nachsicht gegen Tasso übt, als dieser die Freistatt des Fürstenpalastes verletzt hat („Wie ich dir vergebe, — So lindr' ich das Gesetz um deinetwillen.“) und als er sein Unrecht nicht einsieht und voll Trotz seinem gütigen Herrn den Kranz zurückgiebt, den er von ihm erhalten hat (II, 4. V. 161 ff.),
4. indem er, als Tasso im Begriff ist, Ferrara zu verlassen („Ich gebe Briefe dir an meine Leute, — An Freunde dir nach Rom und wünsche sehr, — Daß du dich zu den Meinen überall — Zutraulich halten mögest, wie ich dich — Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.“ — Vergl. V, 2. V. 69 ff.), für den Dichter besorgt ist, ihm gute Ratschläge giebt („Hüte dich, — Durch strengen Fleiß die liebliche Natur — Zu kränken, die in deinen Reimen lebt, — Und höre nicht auf Rat von allen Seiten.“), ihn vor der Abgeschlossenheit von der Welt warnt (V, 2. V. 84 ff.) und ihn zur Rückkehr nach Ferrara einladet. („Lebe wohl! — Je

eher du zu uns zurückekehrst, — Je schöner wirst du uns willkommen sein.")

IV. Sein Frohsinn und seine Neigung zum Scherz und zur Neckerei.

1. Er neckt die Frauen wegen ihrer Beziehungen zu Tasso. („Ich suche Tasso, den ich nirgends finde, — Und treff' ihn — Hier sogar bei euch nicht an. — Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?")
2. Er verspottet die Gräfin wegen ihrer Vorliebe, bei den großen Welthändeln mitzuwirken. („Es wäre doch recht artig, meine Freundin, — Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen — Die zarten Hände mischen könnten. — Nicht?")
3. Scherzend überzeugt er Antonio, daß er ihm wegen seines Streites mit Tasso nicht zürne. („Wenn Männer sich entzweien, hält man billig — Den Klügsten für den Schuldigen.")

Schluß. Mit dem geschichtlichen Alphons hat der Herzog in Goethes Drama wenig Ähnlichkeit; doch trägt er manche Züge von Karl August, dem fürstlichen Freunde Goethes.

(Nach W. Wittich.)

133.

Charakteristik Antonios von Montecatino.

Einleitung. Antonio erscheint als das Gegenstück zu Tasso; dieser ist das Talent, das sich in der Stille, jener der Charakter, der sich in dem Strome der Welt gebildet hat.

Ausführung. Charakteristik Antonios. Unter seinen Eigenschaften fallen uns besonders auf:

I. Charakterfestigkeit, die er sich in seiner Stellung als Staatsmann zu erwerben und zu bewahren Gelegenheit hatte; diese Eigenschaft hat er bewährt bei der Erledigung des Grenzstreites seines Herzogs mit dem Papste (I, 4.); infolge dieses Vorzugs ist er jedoch

1. etwas einseitig („Die Grazien sind [bei ihm] leider ausgeblieben."); sein Grundsatz ist, „was gelten soll, muß wirken und muß dienen" (Vergl. I, 4. V. 100 ff.);
2. schroff, ja kalt und abweisend gegen den leidenschaftlichen

Dichter, als dieser ihm seine Freundschaft anträgt; die Prinzessin sagt von ihm: „Antonio erschien mir heute früh — Viel schroffer noch als je, in sich gezogner. — Es warnte mich mein Geist, als neben ihn — Sich Tasso s'ellte.'

II. Treue und Edelmut.

1. Die Prinzessin entschuldigt ihn Tasso gegenüber und rühmt
   a) seine Zuverlässigkeit („Doch läßt sich ihm vertraun und das ist viel. — Du mußt von einem Mann nicht alles fordern, — Und dieser leistet, was er dir verspricht. — Hat er sich erst für deinen Freund erklärt, — So sorgt er selbst für dich, wo du dir fehlst."),
   b) seine Versöhnlichkeit und seinen Edelmut. („Denn er vermag — Bei meinem Bruder viel und wird den Streit — Nicht unserm Freund und uns gedenken wollen.")
2. Auch der Herzog zollt ihm die größte Anerkennung, indem er
   a) seine treue Wirksamkeit im Dienste seines Fürsten und Vaterlandes lobt („Ohne Schwertschlag — Hast du's geleistet, eine Bürgerkrone — Dir wohl verdient. Es sollen unsre Frauen — Vom ersten Eichenlaub am schönsten Morgen — Geflochten dir sie um die Stirne legen."),
   b) ihm einen ehrenvollen Beweis des Vertrauens auf seinen Edelmut durch den Auftrag giebt, dem Dichter die Aufhebung der Haft zu verkünden. („ — Stelle — Die Ruhe wieder her! Du kannst es leicht. — Dann tritt zu ihm, gieb ihm in meinem Namen — Die volle Freiheit wieder und gewinne — Mit edeln, wahren Worten sein Vertrauen! — Verrichte das, sobald du immer kannst! — Du wirst als Freund und Vater mit ihm sprechen. — Noch eh' wir scheiden, will ich Friede wissen, — Und dir ist nichts unmöglich, wenn du willst.")
3. Selbst Tasso ist nicht blind gegen Antonios Vorzüge.
   a) Er sagt von ihm: „Er besitzt, — Ich mag wohl sagen, alles, was mir fehlt." Den Wunsch, seine Freundschaft zu erlangen, begründet er mit den Worten: „Du bist berechtigt mir zu raten, mich — Zu warnen; denn es steht Erfahrung dir — Als lang' erprobte Freundin an der Seite."

b) Nach mehrfacher Abweisung seines Antrags versagt er ihm doch seine Anerkennung nicht. („Mit Beifall und Verehrung hör' ich dich. — Ich weiß, daß du das Gute willst und schaffst. — Dein eigen Schicksal läßt dich unbesorgt, — An andre denkst du, andern stehst du bei, — Und auf des Lebens leicht bewegter Woge — Bleibt dir ein stetes Herz. So seh' ich dich. — — O nimm mich, edler Mann, an deine Brust." — Vergl. II, 3. V. 89 ff.)

c) Als Antonio den Dichter in seiner Verzweiflung nicht im Stiche läßt („Ich werde dich in dieser Not nicht lassen; — Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht, — So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen. — — Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst, — Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!"), giebt Tasso seiner Verehrung für den Mann, der gegen ihn in so hohem Maße edle Nachsicht und Geduld geübt hat, einen begeisterten Ausdruck. („Ich fasse dich mit beiden Armen an! — So klammert sich der Schiffer endlich noch — Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.")

Schluß. Die Gräfin hat somit das Verhältnis der beiden Männer richtig beurteilt, indem sie erklärt, daß sie dazu bestimmt seien einander zu ergänzen.

„Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vorteil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durchs Leben hin."

134.

Charakter und tragische Schuld Tassos.

135.

Wie verhalten sich der Fürst und die beiden Leonoren vor Antonios Ankunft zu Tasso?

136.

Weshalb hängt die Phantasie des Goetheschen Tasso an der Zeit der Kreuzzüge?

137.

Welches sind die eigentlichen Quellen von Tassos Unglück?

138.

Welche Bedeutung hat die Erzählung von den Ritterspielen für den Grundgedanken des Goetheschen Dramas „Tasso"?

139.

Welche ähnlichen Züge bieten die Charaktere Tassos und der Prinzessin?

140.

Läßt sich das unfreundliche Auftreten Antonios gegen Tasso rechtfertigen oder doch wenigstens entschuldigen?

141.

In welchem Sinne und mit welchem Rechte beschuldigen sich Antonio und Tasso gegenseitig der Selbstsucht?

142.

Die Heilung Tassos nach Goethe.

143.

Tassos Verstellungskunst.

144.

Wie offenbart sich die Liebe der Prinzessin zu Tasso?

145.

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt. (I, 2.)

146.

Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten. (I, 1.)

147.

Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen. (I, 2.)

148.

Es ist kein schönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert,
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird. (I, 4.)

149.

Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein. (II, 1.)

150.

Für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen. (II, 1.)

151.

Du mußt von einem Mann nicht alles fordern. (II, 1.)

152.

Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt. (II, 1.)

153.

Erlaubt ist, was gefällt.
Erlaubt ist, was sich ziemt. (II, 1.)

154.

Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte. (II, 1.)

155.

Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem, was er sei. (II, 3.)

156.

Des Glückes Wahl ist blind. (II, 3.)

157.

Die Gerechtigkeit trägt eine Binde
Und schließt die Augen jedem Blendwerk zu. (II, 3.)

158.

Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab dem Dichter Gott zu sagen, wie er leide. (V, 5.)

Schiller.

159.

Die geschichtliche Grundlage in Schillers „Maria Stuart".

Einleitung. Als geschichtliche Quelle für sein Drama benutzte der Dichter zunächst die Geschichte Englands von David Hume; aber die Schwierigkeit, den gewaltigen Stoff zu überwältigen, die mannigfachen politischen und religiösen Ereignisse in sein Drama zu verweben, zwang ihn noch zu weiteren Vorstudien. Er las deshalb auch noch Cambdens Annalen, Robersons Geschichte von Schottland, die Geschichte der Königin Elisabeth, die der historische Kalender für 1790 von Archenholz brachte, und andere Werke. Daß das Bild dennoch nur in den Grundzügen mit dem geschichtlichen übereinstimmt, ist eine Freiheit, die wir ihm wie jedem Dichter einräumen müssen.

Ausführung. Welches ist die auch durch die neuere Forschung bestätigte geschichtliche Grundlage für Schillers Trauerspiel?

I. Die Jugendgeschichte Marias.

1. Geburt. Maria wurde am 8. Dezember 1542 zu Linditgow bei Edinburgh als die einzige Tochter Jakobs V. von Schottland und seiner zweiten Gemahlin Maria von Lothringen-Guise geboren und, da ihr Vater sechs Tage nach ihrer Geburt starb, am 9. September 1543 als Königin von Schottland gekrönt, während ihre Mutter die Regentschaft übernahm.

2. Erziehung. Da Maria schon als Kind mit dem um ein Jahr jüngeren Dauphin Franz, dem Sohne des Königs Heinrich II. von Frankreich, verlobt wurde, sollte sie nach dem Wunsche ihrer Mutter auch in diesem Lande ihre Erziehung genießen. Am 13. August 1548 betrat sie in Brest den französischen Boden und wurde mit königlichen Ehren empfangen. Sie war nicht nur ein Kind von wunderbarer Schönheit, sondern auch von großen geistigen Anlagen. Ihre Erziehung erstreckte sich darauf,

a) daß sie Griechisch, Lateinisch und Italienisch außer der Sprache ihres Landes und dem Französischen lernte,

b) daß in ihr das lebhafteste Interesse für die Dichtung und die Tonkunst erweckt und

c) alle Regungen zarter Weiblichkeit, Milde und Herzensgüte in ihr gepflegt wurden.

Übergang. Freilich konnten ihr dabei die verderblichen Einflüsse eines üppigen Hoflebens nicht fern gehalten werden.

3. Marias weiteres Leben am französischen Hofe.

a) Ihre Vermählung mit Franz erfolgte am 24. April 1558.

b) Im Jahre 1559 bestieg sie mit diesem nach Heinrichs II. Tode den französischen Königsthron und fügte, da Elisabeth von England den katholischen Mächten nicht für erbberechtigt galt, zu ihren beiden Königstiteln noch den einer Königin von England hinzu, wie denn auch ihre Möbel und ihr Tischgerät mit dem englischen Wappen geschmückt waren.

c) Schon 1560 starb zuerst ihre Mutter, dann ihr Gatte, Franz II.

d) Auf die Einladung ihrer schottischen Unterthanen kehrte sie dann 1561 nach ihrer Heimat zurück.

Übergang. Bald nach der Regentin Tode war in Schottland ein Religionskrieg entbrannt, wodurch dort der Protestantismus als Staatsreligion eingeführt wurde. Marias Halbbruder, der spätere Graf von Murray, hatte großen Einfluß gewonnen und trachtete selbst nach der Krone. So hatte Maria in Schottland einen schweren Stand. Sie legte deshalb den englischen Königstitel ab, versprach den Protestanten freie Religionsübung, beanspruchte aber für sich ein Gleiches. Da die Presbyterianer, besonders Knox, sich damit nicht zufrieden gaben und vor allem bei dem Papismus der Königin ihre Vermählung mit einem „Ungläubigen" zu verhindern suchten, kam sie auf den Gedanken, jene ihre Widersacher durch eine Heirat mit einem Protestanten zum Schweigen zu bringen.

II. Marias Ehe mit Henry Stuart, Lord Darnley, einem entfernten protestantischen Verwandten, den sie am 20. Juli 1565 heiratete.

1. Diese Verbindung bot der Königin keine Stütze, da ihr Gatte ein roher Mann von schwankendem Charakter war, der auch noch den Ehrgeiz besaß, selbst die Regierung zu führen.

2. Riccios Ermordung. Maria gab Darnley keinen Anteil an der Staatsleitung; deshalb faßten die unzufriedenen Lords den Plan, Maria zu stürzen, die Krone Darnley zu übertragen und vor allem ihren vertrauten Geheimsekretär David

Riccio zu beseitigen, der einen dem Protestantismus nachteiligen Einfluß auf die Königin haben sollte. Die Verschworenen bezichtigten Maria der Buhlschaft mit ihm und ermordeten Riccio am 9. März 1566 vor den Augen der Königin. Die Folgen:

a) Maria wurde in ihrem Palaste von den Verschworenen gefangen gehalten;
b) sie floh nach Dunbar und versöhnte sich mit Darnley, der jede Verbindung mit den Verschworenen ableugnete, obwohl er ihr Führer gewesen war.
c) Bei der Taufe ihres am 19. Juni 1566 geborenen Sohnes (des späteren Königs Jakob I. von England) ließ sie auch den Mördern Riccios volle Verzeihung angedeihen.
d) Da diese nach Darnleys Verrat seine grimmigsten Feinde geworden waren, verließ er den Hof und floh nach Glasgow.
e) Als er hier an den Pocken erkrankte, eilte Maria zu ihm und ließ ihn nach Edinburgh bringen, um ihn dort besser pflegen zu können.

3. Darnleys Tod erfolgte, als in der Nacht vom 9. zum 10. Februar 1567 seine Wohnung in die Luft gesprengt wurde. Der als Thäter von Darnleys Vater angeklagte Graf Bothwell wurde jedoch von aller Schuld freigesprochen, da die Richter seine Mitschuldigen waren und Bothwell mit einer Begleitung von 4000 Edelleuten in Edinburgh erschien.

Übergang. Marias Geheimsekretär Nau hatte folgende Erklärung hinterlassen: Der Plan der Verschworenen, an deren Spitze Murray stand, ging dahin, nach der Beseitigung Darnleys sich Bothwells „zum Ruin ihrer wahren und rechtmäßigen Souveränin zu bedienen, sie zur Ehe mit Bothwell zu vermögen und sie dann vermittelst der Anklage zu vernichten (wie ihnen das in der That gelungen ist), sie habe der Ermordung ihres Gemahls zugestimmt und dann den Mörder selbst zum Gemahl genommen" Die Verschworenen richteten denn auch an die Königin die Bitte, Bothwell zu heiraten, da „das Reich eines Oberhauptes bedürfe"; Maria weigerte sich jedoch.

III. Marias Ehe mit Bothwell, der sie nach der Festung Dunbar brachte, deren Kommandant er war, und sie dazu zwang, am 14. Mai 1567 den Heiratsvertrag mit ihm zu unterzeichnen.

1. Nun erfolgte eine Erhebung des schottischen Adels, der unter Murray gegen Maria und Bothwell zu Felde zog. Maria ergab sich, und dieselben Lords, die Bothwell wegen der Ermordung Darnleys strafen wollten, ließen ihn ungestört entweichen.
2. Marias Gefangenschaft in Lochleven, dem in einem See gelegenen Schlosse Murrays, und ihre Abdankung zu gunsten ihres Sohnes unter der Regentschaft Murrays.
3. Marias Flucht über den See mit Hilfe des achtzehnjährigen Grafen Douglas veranlaßte noch einmal ihre Getreuen, sich um sie zu sammeln; sie wurden aber von Murray bei dem Dorfe Langside am Clyde am 13. Mai 1568 geschlagen.

IV. Maria in England. Nach ihrer Niederlage fuhr die Königin, auf die Freundschaftsversicherungen Elisabeths vertrauend, am 16. Mai in einem Fischerboot nach England.

1. Allein Elisabeth verweigerte ihr die erbetene Unterredung, bevor sie sich von der Schuld des Gattenmordes gereinigt habe.
2. Die aus englischen und schottischen Lords zusammengesetzte Kommission, darunter Lord Burleigh, Marias Feind, die zur Untersuchung darüber in York zusammentrat, konnte sie wegen mangelnder Beweise jedoch keiner Schuld überführen.
3. Dennoch wurde Maria (26. Januar 1569) nach Tutburg in der Grafschaft Stafford gebracht und der Obhut des Grafen Shrewsbury übergeben. Den Versuch, den Thomas Howard, Herzog von Norfolk, machte, Maria, die ihm ihre Hand zugesagt hatte, zu retten, mußte er mit dem Tode auf dem Schafott büßen.
4. Ein ähnliches Schicksal hatte Babington, als Maria zu Coventry in Elisabeths Gefangenschaft schmachtete.
5. Am 25. September 1586 wurde sie auf dem Schlosse Fotheringhay in Northamptonshire der Obhut des Amias Paulet, eines strenggläubigen, aber rechtlichen Puritaners, übergeben und dort als eine wirkliche Kriminalgefangene behandelt.
6. Ihre Verurteilung zum Tode durch einen aus den

ersten Würdenträgern Englands zusammengesetzten Gerichtshof erfolgte am 25. Oktober 1586 wegen ihrer angeblichen Teilnahme an der Verschwörung Babingtons.

7. Ihre Hinrichtung wurde in der Halle zu Fotheringhay am 18. Februar 1587 vollzogen, nachdem Elisabeth nach langer Unschlüssigkeit am 1. Februar das Todesurteil unterzeichnet und dem Staatssekretär Davison übergeben hatte. Den Diensteifer, mit dem dieser den Hinrichtungsbefehl dem Lordkanzler überbrachte, belohnte Elisabeth damit, daß sie ihn in den Tower werfen ließ.

Schluß. Die Anklage, die gegen Maria wegen ihrer Teilnahme an der Ermordung ihres Gatten Darnley und wegen ihrer dem Morde vorangehenden Buhlschaft mit dem Mörder Bothwell erhoben wurde, ist als nichtig zusammengefallen, nachdem von Harry Breßlau in Berlin die Unechtheit der angeblich von Maria an Bothwell gerichteten, in einer silbernen Kassette von dessen Kammerdiener aufbewahrten 8 Briefe (daher Kassettenbriefe genannt) nachgewiesen worden ist, sodaß Prof. Oncken in Gießen mit Recht erklärt hat, daß „das gesamte Beweismaterial (gegen Maria) aus den gröbsten Erdichtungen, den plumpsten Fälschungen“ zusammengesetzt war.

160.

Inwiefern ist Schiller in seiner Tragödie „Maria Stuart“ von der Geschichte abgewichen?

Einleitung. Die Ansichten, welche Aristoteles und Lessing über die Stellung des Dichters zur Geschichte vertreten.

Ausführung. Schillers Abweichungen von der Geschichte in seinem Drama „Maria Stuart“. Er weicht darin ab

I. hinsichtlich der Darstellung des Charakters der Heldin, indem sie bei ihm des Gattenmordes schuldig erscheint,

1. weil ihre Unschuld erst durch die Ergebnisse der neuesten Geschichtsforschung aufgedeckt worden ist, die dem Dichter unbekannt waren,
2. weil er aus ästhetischen Rücksichten den Vorwurf der Gräßlichkeit vermeiden wollte, den man ihm wegen des grausamen Schicksals einer gänzlich Schuldlosen gemacht hätte, da Schiller sie trotz der irrtümlichen Annahme der damaligen

Geschichtsschreiber von der Schuld des Hochverrats und der Beteiligung an den ihr zur Last gelegten Verschwörungen freispricht;

II. hinsichtlich der Charakterisierung der anderen Personen,

1. Elisabeths, in der nicht die durch staatsmännische Weisheit ausgezeichnete Königin, sondern nur das aus rein persönlichen Beweggründen handelnde Weib gezeichnet ist;
2. Mortimers, insofern er eine Erfindung Schillers ist;
   a) seine Person war jedoch nach der Lage der Verhältnisse geschichtlich möglich;
   b) sie diente dem Dichter dazu, um durch des Jünglings leidenschaftliche Liebe zu Maria einen Beweis der Macht ihrer Schönheit zu geben;
3. Karls von Guise, der schon 1574 gestorben war, während Maria erst 1585 der Obhut Paulets übergeben wurde;
4. Melvils, der zwar der Haushofmeister Marias war, aber sich nicht zum Priester weihen ließ, um ihre letzte Beichte entgegenzunehmen;

III. hinsichtlich einzelner Begebenheiten,

1. indem die Zusammenkunft der Königinnen Erfindung des Dichters ist,
2. indem ein Liebesverhältnis zwischen Maria und Leicester nicht bestanden hatte, wogegen Elisabeth der Königin von Schottland schon 1563 die Heirat mit dem Lord vorgeschlagen hatte, welchen Vorschlag jene aber mit Entschiedenheit ablehnte,
3. indem nicht Burleigh, sondern Lord Buckhorst der Königin von Schottland das Todesurteil überbrachte und das Gespräch zwischen beiden eineu anderen Verlauf als in der Dichtung nahm, da Maria erklärte, sie sei nicht von dem Ausgange überrascht, aber bereit, für ihren Glauben zu sterben, obgleich sie nicht auf den Tod Elisabeths gesonnen habe,
4. indem die Aussagen der beiden Sekretäre Marias erzwungen waren, die Reue Kurls eine Erdichtung Schillers und auch die Unterredung Shrewsburys mit Elisabeth (V, 13), worin jener für Maria eintritt, erfunden ist.

Schluß. Auch in manchen anderen unwichtigen Thatsachen, wie

den näheren Umständen bei Elisabeths Verlobung mit dem Herzog von Anjou und einzelnen Zeitangaben weicht Schiller von der geschichtlichen Überlieferung ab, aber trotzdem ist es ihm gelungen, die Heldin des Dramas und ihre Erlebnisse dem Bewußtsein des Volkes in seiner poetischen Gestalt näher zu führen, während die Ergebnisse der geschichtlichen Forschung nur wenigen Gelehrten bekannt sind.

161.

Der Gang der Handlung in Schillers „Maria Stuart".

Einleitung. Die Handlung in Schillers Trauerspiel „Maria Stuart" ist überaus einfach. Durch Elisabeth von England zum Tode verurteilt, bittet die Königin von Schottland jene um eine Unterredung, in der Hoffnung, dadurch die Vollstreckung des Todesurteils von sich abzuwenden. Diese Unterredung findet statt; ihre Folge ist aber gerade die Beschleunigung der Vollstreckung jenes Urteils. — Mit dieser Einfachheit des Plans verbindet Schiller jedoch die höchste Kunstmäßigkeit in der Anlage und dem Ausbau seines Trauerspiels, in welchem der erste Aufzug die Exposition der Handlung, der dritte den Höhepunkt, der fünfte die Katastrophe enthält, während die Kollision (steigende Handlung) vorwiegend den zweiten und die Peripetie (fallende Handlung) den vierten Akt ausfüllen.

Ausführung. Der Gang der Handlung.

I. Exposition. Durch die Unterredungen zwischen Amias Paulet und Hanna Kennedy, sowie zwischen Maria und Paulet werden wir mit der Vorgeschichte des Dramas, mit Marias schwerer Schuld, die sie auf sich geladen hat, und mit dem gerichtlichen Verfahren bekannt gemacht, das gegen sie wegen ihrer Teilnahme an Babingtons und Parrys Hochverrat eingeleitet worden ist, obgleich sie an diesem Verbrechen durchaus unschuldig ist. Mortimers Bekenntnis und die Mitteilung von ihrer Verurteilung und bevorstehenden Hinrichtung. (Erregendes Moment.)

II. Verwicklung. (Steigende Handlung.)

1. Gefährliche Lage Marias.
   a) Die Verkündigung des Urteils durch Burleigh und der Widerspruch, den Maria dagegen erhebt. (I, 7.)
   b) Burleighs Versuch, Maria heimlich aus dem Leben räumen zu lassen. (I, 8.)

c) Die bevorstehende Vermählung Elisabeths mit einem französischen Prinzen, wodurch der Verurteilten ein mächtiger Rückhalt entzogen wird. (II, 1 u. 2.)

d) Der Streit der Höflinge in der Sitzung des Staatsrates und Elisabeths geheimer Auftrag an Mortimer. (II, 3 u. 5—7.)

2. Gegenwirkung.

a) Mortimers Rettungsplan und Marias Hoffnung auf den Grafen Leicester. (I, 6. II, 8.)

b) Die Rechtlichkeit Paulets, mit der er das Ansinnen Burleighs zurückweist. (I, 8.)

c) Das Bittgesuch Marias, das Paulet der Königin von England überreicht. (II, 4.)

d) Die Bemühungen Mortimers (II, 8.) und die List Leicesters, mit der er Elisabeth zu der Begegnung mit Maria überredet. (II, 9.)

III. Höhepunkt oder Krisis. Die Begegnung der Königinnen.

1. Die Vorbereitung. (III, 1—3.)

a) Marias Sehnsucht nach Befreiung.

b) Die Mitteilung Paulets vom Nahen Elisabeths und des treuen Shrewsbury Bemühung, Maria Fassung einzuflößen.

2. Die Unterredung. (III, 4.)

a) Marias Selbstüberwindung, mit der sie ihre Feindin zu rühren sucht.

b) Marias Unwille bei Elisabeths Kälte und Hohn. (Tragisches Moment.)

Übergang. Bei dem Triumphe über die verhaßte Gegnerin macht Maria sich nicht klar, welche Folgen ihre Leidenschaftlichkeit haben werde. (III, 5.)

IV. Umschlag. (Fallende Handlung.) Das Scheitern von Marias Hoffnungen.

1. Marias Erkenntnis, daß sie von Leicester keine Hilfe zu erwarten habe, und ihre Demütigung durch Mortimers Liebesbekenntnis. (III, 6.)

2. Das Mißlingen von Mortimers Rettungsplan. (Vergl. III, 6.)

a) Die Entlassung des französischen Gesandten infolge des ver-

fehlten Mordanschlags auf Elisabeth und Burleighs Auftrag an Davison. (IV, 1 u. 2. — III, 8.)

b) Die Entdeckung der geheimen Verbindung zwischen Maria und Leicester, der, um sich selbst zu retten, Mortimer preisgiebt, während dieser sich seiner Verhaftung durch den Tod entzieht. (IV, 3, 4 u. 5.)

3. Der Kampf um das Todesurteil. (IV, 6–12.)

a) Burleighs Anklage und Leicesters Rechtfertigung. Burleighs Vorschlag, Leicester mit der Vollstreckung des Richterspruchs zu beauftragen. (IV, 7.)

b) Unterzeichnung des Todesurteils auf Burleighs Drängen trotz der Warnung Shrewsburys.

V. Katastrophe.

1. Abschied Marias von den Ihrigen. (V, 1—6.)
2. Beichte und Absolution Marias. (V, 7.)
3. Marias Tod, den Leicester voll Schauder miterlebt und dem Zuschauer berichtet. (V, 8—10.)
4. Elisabeths Schuldbewußtsein und Einsamkeit. (V, 11—15.)

Schluß. Auch in Bezug auf den Ort und die Zeit hat Schiller sich bemüht, die Handlung möglichst zu vereinfachen und zusammenzufassen, denn sie umfaßt nur einen Zeitraum von drei Tagen und wechselt zwischen Fotheringhay und London; dabei muß man dem Dichter allerdings kleine dichterische Freiheiten zu gute halten, da u. a. Elisabeth mittags in Fotheringhay und abends wieder in London ist, obgleich die Entfernung zwischen beiden Orten 15 Wegstunden beträgt. Das sind aber Ausstellungen, die unser Urteil über Schillers Dichtung als Kunstwerk nicht beeinträchtigen dürfen.

162.

Worin besteht die kunstvolle Anlage der Exposition in Schillers Tragödie „Maria Stuart".

Einleitung. Die neuere Poetik stellt an den ersten Aufzug eines Dramas die Forderung, daß er sogleich handelnde Personen einführe, die einleitenden Züge in ihr Handeln geschickt verwebe, nicht blos die Wurzeln der Handlung, sondern auch ihre ersten Keimblätter zeige, ferner den Hauptcharakter entweder selbst oder wenigstens im Spiegel

seiner Wirkung auf andere erkennen lasse und mit einem Blick in die Zukunft schließe, der den Zuschauer in lebhafte Erwartung setzt.

Ausführung. Inwiefern ist Schiller in seiner Tragödie „Maria Stuart" dieser Anforderung nachgekommen?

I. Insofern, als der erste Aufzug seines Dramas uns in die Vergangenheit Marias einführt und mit ihrer augenblicklichen Lage bekannt macht; denn
   1. wird uns die harte Gefangenschaft und strenge Hut Paulets geschildert, in der sie schmachtet;
   2. ist die Darlegung ihrer früheren Lebensverhältnisse und ihrer nächsten Vergangenheit geschickt in die ersten Fäden der Handlung verflochten, indem der Anfang dieser von dem Dichter auf den Jahrestag der Ermordung Darnleys verlegt ist;
   3. ist auf das Gerichtsverfahren und Marias Stellung dazu in dem „von Geist und Leidenschaft sprühenden Streitgespräch" zwischen Maria und Burleigh hingedeutet.

Übergang. So wird uns die Hauptheldin sogleich als ein zwar schuldbeflecktes, aber durch Reue veredeltes Gemüt vorgeführt.

II. Insofern, als uns der erste Aufzug auch einen Blick in die Zukunft gewährt; wir lernen darin kennen
   1. die Befürchtungen
      a) Marias, welche vor dem plötzlichen Überfall durch einen Mörder zittert („Man liebt hier, rasch zu Werk zu gehn. — Soll mich der Mörder überfallen, wie der Richter? — Vergl. I, 6. V. 626.),
      b) Paulets, der Befreiungsversuche argwöhnt (I, 1. V. 125 ff.);
   2. die Hoffnungen, die Maria setzt
      a) auf die Verbindungen, die sie mit Leicester angeknüpft hat („Bin ich zu retten, ist's allein durch ihn."),
      b) auf die Rettung, zu der sich Mortimer erbietet (I, 7. V. 655 ff.);
   3. den geheimen Mordplan Burleighs, dem sich Paulet widersetzt. (I, 8. V. 1026 ff.)

Schluß. So schließt der Aufzug in der spannendsten Weise. Wird es Paulet gelingen, Maria zu schützen? Wird Burleigh einen gefügigeren Helfershelfer finden? Wird Elisabeth das Todesurteil

unterzeichnen? Was wird Leicester thun? Wird Mortimers Anschlag gelingen? Wir sehen, das Mitleid mit der Heldin ist erregt.

(Nach Viehoff.)

163.

Durch welche Gründe sucht Hanna Kennedy die Königin in ihrem Schuldbewußtsein zu trösten?

Einleitung. Nach Schillers Darstellung wird Maria mit Unrecht des Verrats gegen Elisabeth beschuldigt; doch ist sie auch bei ihm nicht frei von Schuld an der Ermordung ihres Gatten, was sie ausdrücklich ihrer Amme gegenüber eingesteht. („Es ist der blut'ge Schatten König Darnleys, — Der zürnend aus dem Gruftgewölbe steigt, — Und er wird nimmer Friede mit mir machen, — Bis meines Unglücks Maß erfüllet ist.")

Ausführung. Wie sucht Hanna die Gebieterin in ihrem Schuldbewußtsein zu trösten? Sie sucht die Königin dadurch aufzurichten, daß sie sie daran erinnert,

I. die Schuld sei gebüßt
   1. durch ihre jahrelange Reue,
   2. durch die „schweren Leidensproben", die ihr der Himmel auferlegt habe;

II. sie werde gemildert
   1. durch ihre Jugend und ihren Leichtsinn (I, 4. V. 294 u. 362.),
   2. durch den „Wahnsinn ihrer blinden Leidenschaft", die ihr Bothwell nur durch Zaubertränke eingeflößt haben könne („Alle Geister der Verdammnis — Mußt' er zu Hilfe rufen, der dies Band — Um Eure hellen Sinne wob."),
   3. durch ihr Verhalten bei der That, die nicht durch sie, sondern durch andere ausgeführt sei;

III. sie werde entschuldigt
   1. durch Darnleys Undankbarkeit („Konnt' er vergessen, daß sein prangend Los — Der Liebe großmutsvolle Schöpfung war?" — Vergl. I, 4. Z. 316 ff.),
   2. durch seinen Verdacht, daß Riccio der Geliebte Marias sei,
   3. durch seine Roheit und Grausamkeit, mit der er jenen vor Marias Augen ermorden ließ.

Schluß. Als Maria dennoch nicht von Hanna überzeugt wird,

weist diese sie auf die Reinheit ihres Herzens hin, die sie sich seitdem bewahrt hat. („Seit dieser That, die Euer Leben schwärzt, — Habt Ihr nichts Lasterhaftes mehr begangen, — Ich bin ein Zeuge Eurer Besserung — Drum fasset Mut! Macht Friede mit Euch selbst! — Was Ihr auch zu bereuen habt, in England — Seid Ihr nicht schuldig; nicht Elisabeth, — Nicht Englands Parlament ist Euer Richter.")

164.

Wodurch wird Elisabeth dazu bestimmt, der Königin von Schottland eine Zusammenkunft zu gewähren? Nach Schillers Tragödie.

Einleitung. Fast zehn Jahre schmachtete Maria in der Gefangenschaft Englands, obgleich sie nur im Vertrauen auf Elisabeths Freundschaftsversicherungen hierhin ihre Zuflucht genommen hatte. Schon war von dem englischen Gerichtshofe sogar das Todesurteil über sie ausgesprochen.

Ausführung. Wodurch wird die Königin von England dennoch bestimmt, ihr eine Zusammenkunft zu gewähren? Dies geschieht:

I. Durch die List Lord Leicesters,

1. indem er Elisabeth durch das Lob ihrer Schönheit („Ich habe dich so reizend nie geseh'n, — Geblendet steh' ich da von deiner Schönheit.") und die Versicherungen seiner selbstlosen Liebe („Der Duc von Anjou hat dich nie geseh'n, — Nur deinen Ruhm und Schimmer kann er lieben. — Ich liebe dich. Wärst du die ärmste Hirtin" u. s. w.) in eine günstige Stimmung versetzt,
2. indem er wünscht, Zeuge zu sein, wie sie die schottische Königin durch ihre Schönheit und den Glanz ihrer Tugend und sittlichen Reinheit überstrahle („Die Freude wünscht' ich mir, ich berg' es nicht, — Wenn es ganz in geheim geschehen könnte, — Der Stuart gegenüber dich zu seh'n! — Dann solltest du erst deines ganzen Siegs — Genießen! Die Beschämung gönnt' ich ihr, — Daß sie mit eignen Augen — Denn der Neid — Hat scharfe Augen — überzeugt sich sähe, — Wie sehr sie auch an Adel der Gestalt — Von dir besiegt wird, der sie so unendlich — In jeder andern würd'gen Tugend weicht."),

3. indem er darauf hinweist, daß ihre Zusammenkunft mit Maria selbst durch die Staatskunst geboten sei und sie durch diese „That der Großmut“ sich die öffentliche Meinung gewinnen werde (II, 9. V 970 ff.),
4. indem er ihr rät, der Gefangenen nur gleichsam zufällig auf der Jagd im Parke von Fotheringhay zu begegnen.

II. Durch die Wünsche und Regungen in Elisabeths eigenem Herzen, namentlich ihre Eitelkeit, die Leicester zu wecken verstanden hat,
1. indem sie nicht nur als regierende Königin, sondern auch als Braut eines Prinzen des französischen Königshauses, auf dessen Unterstützung Maria noch immer rechnet, über diese zu triumphieren hofft (II, 9. V. 940 ff.),
2. indem sie ihren Haß an der Demütigung der unglücklichen Nebenbuhlerin zu sättigen gedenkt, eine Regung, die besonders aus der lebhaften Zurückweisung von Leicesters Vorschlag hervorgeht. (II, 9. V. 965 ff. u. 977 ff.)

Schluß. Da Elisabeth nur aus so selbstsüchtigen Beweggründen Leicesters Rat folgt, Maria ganz unvorbereitet ist und von jenem, der nur auf die eigene Rettung bedacht ist (II, 8.), eine ehrliche Vermittlung nicht zu erwarten ist, so müssen wir annehmen, daß die Unterredung nur das Unglück Marias beschleunigen werde.

165.

Die Begegnung der beiden Königinnen in Schillers „Maria Stuart“ nach Hergang und Bedeutung.

Einleitung. Durch Leicesters List ist Elisabeth dazu bestimmt worden, ihrer Nebenbuhlerin im Park von Fotheringhay gleichsam zufällig gegenüberzutreten. Obgleich Maria diese Begegnung gewünscht hat, ist sie darauf unvorbereitet. Der edle Graf von Shrewsbury eilt deshalb voraus, um sie auf die Bedeutung dieser Unterredung hinzuweisen und sie zu bitten, in demütiger Selbstverleugnung die Großmut Elisabeths anzuflehen; aber Maria antwortet ihm: „In blut'gen Haß gewendet wider sie — Ist mir das Herz, es fliehen alle guten — Gedanken, und, die Schlangenhaare schüttelnd, — Umstehen mich die finstern Höllengeister.“ — „Ach, mein Verderben hab' ich mir erfleht, — Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!“ Darauf erscheint

Elisabeth mit ihrem Jagdgefolge. (Maria: „O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz.“)

Ausführung. Hergang und Bedeutung der Unterredung.

I. Die Fürsprache der Lords,
   1. Leicesters: „So laß die Großmut und das Mitleid siegen“;
   2. Shrewsburys: „Laß Dich erbitten, königliche Frau, — Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten, — Die hier vergeht vor deinem Anblick.“

II. Die Bitten Marias, die sich vor Elisabeth demütigen und ihre Schmach als eine Schickung des Himmels ansehen will.
   1. Sie fleht sie an, Edelmut zu üben und die Schwergebeugte von ihrem tiefen Fall zu erheben.
   2. Sie erinnert Elisabeth an den Wechsel alles Menschlichen. („Es leben Götter, die den Hochmut rächen.“)
   3. Sie weist hin auf ihre Verwandtschaft und die gemeinsame Abstammung von dem Blute der Tudor und fleht sie um einen Blick der Teilnahme und des Mitleids an. („Löst mir das Herz, daß ich das Eure rühre! — Wenn Ihr mich anschaut mit dem Eisesblick, — Schließt sich das Herz mir schaudernd zu, der Strom — Der Thränen stockt, und kaltes Grausen fesselt — Die Flehensworte mir im Busen an.“)
   4. Sie gelobt, alles zu vergessen, was sie unschuldig gelitten habe,
      a) die Verletzung der heiligen Gesetze des Gastrechts,
      b) ihre Gefangenschaft und den Mangel, dem sie dabei preisgegeben wurde,
      c) ihre Aburteilung durch ein „schimpfliches Gericht“.
   5. Sie ist bereit, die Schuld ihrer gegenseitigen Feindschaft nicht Elisabeth, sondern einer bösen Schickung zuzuschreiben, die den Haß in ihrem Herzen entzündet hat, sowie bösen Menschen, die seine Flamme angefacht haben.

III. Elisabeths Antwort und Anklage. Sie wirft Maria vor,
   1. sich den englischen Königstitel angemaßt,
   2. den Beistand der Kirche und das Schwert der Völker angerufen,
   3. die englische Jugend in ihre Buhlernetze verstrickt zu haben.

IV. Marias letzter Versuch, Elisabeths Herz zu erweichen.
   1. Sie entsagt jedem Anspruch auf den englischen Thron.

2. Sie fleht Elisabeth an, nun ein Ende zu machen und Edelmut zu üben.
3. Sie erinnert sie an die schwere Verantwortlichkeit, mit der sie sich durch ihre Hartherzigkeit belaste. („Weh' Euch, wenn Ihr mit diesem Wort nicht endet! — Denn wenn Ihr jetzt nicht segenbringend, herrlich — Wie eine Gottheit, von mir scheidet — Schwester! — Nicht um dies ganze reiche Eiland, nicht — Um alle Länder, die das Meer umfaßt, — Möcht' ich vor Euch so stehn, wie Ihr vor mir!")

V. Der völlige Bruch wird dadurch herbeigeführt,
1. daß Elisabeth sie des Mordversuchs beschuldigt und verhöhnt („Ja, es ist aus, Lady Maria. Ihr verführt — Mir keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen. — Es lüstet keinen, Euer — vierter Mann — Zu werden, denn Ihr tötet Eure Freier, — Wie Eure Männer." Vergl. V. 341 ff.);
2. daß Maria alle Selbstbeherrschung verliert und Elisabeth beschimpft. (V. 355 ff. — V. 375 ff.)

Schluß. Damit ist Marias Untergang unvermeidlich; dennoch fühlt sie sich innerlich als Siegerin und ruft ihrer königlichen Feindin triumphierend nach:

„Vor Lesters Augen hab' ich sie erniedrigt!
Er sah es, er bezeugte meinen Sieg,
Wie ich sie niederschlug von ihrer Höhe,
Er stand dabei, mich stärkte seine Nähe!"

166.

Wodurch hat der Dichter den Eindruck von Marias Schuld zu mildern verstanden?

Einleitung. Maria ist zwar unschuldig der Verbrechen, deren man sie in England anklagt; immerhin gesteht sie selbst ihre Schuld an dem Tode ihres Gatten ein.

Ausführung. Wodurch sucht Schiller den Eindruck ihrer Schuld zu mildern und unseren Anteil für seine Heldin zu erwecken? Dies geschieht:

I. Durch die schweren Leiden, durch die sie ihre Schuld büßt,
1. durch die Versagung der erbetenen gastfreundlichen Aufnahme in England,

2. durch ihre Einkerkerung und die Entziehung aller Mittel zur Linderung ihres Loses (I, 1.),
3. durch die Anklage, die gegen sie erhoben wird, und die Verurteilung durch einen englischen Gerichtshof, die als eine Rachethat Elisabeths erscheint.

II. Durch die persönlichen Eigenschaften, die ihr der Dichter beilegt,
1. ihren jugendlichen Leichtsinn („Die Jugend mildert Eure Schuld. Ihr wart — So zarten Alters noch. — Der Leichtsinn nur ist Euer Laster."), der genährt wurde durch ihre Erziehung an dem üppigen französischen Hofe („Ein zartes Kind — Ward sie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof — Des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude.");
2. ihre weibliche Liebesbedürftigkeit, die sich äußert
    a) in ihrer verblendeten Liebe zu Bothwell („Ergriffen — Hatt' Euch der Wahnsinn blinder Liebesglut."),
    b) in dem blinden Vertrauen auf Leicesters Neigung („ — Nicht umsonst — Ist meines Kerkers Thor geöffnet worden — Die kleine Gunst ist mir des größern Glücks — Verkünderin. Ich irre nicht. Es ist — Der Liebe thät'ge Hand, der ich sie danke. — Lord Lesters mächt'gen Arm erkenn' ich drin.");
3. ihre Liebenswürdigkeit und strahlende Schönheit, die sie trotz ihrer 45 Jahre noch besitzt und die außer den unzähligen Verschwörern, „die ihren Tod in diesem Wagstück fanden",
    a) nach Elisabeths Ansicht nicht ohne Eindruck selbst auf Talbot geblieben ist („Das müssen Reize sondergleichen sein, — Die einen Greis in solches Feuer setzen."),
    b) die Leicesters Liebe neu erweckt („Mariens Bild, in ihrer Reize Glanz, — Stand neu vor mir, Schönheit und Jugend traten — In ihre vollen Rechte wieder ein, — Nicht kalter Ehrgeiz mehr, das Herz verglich, — Und ich empfand, welch' Kleinod ich verloren."),
    c) die Mortimer für ihre Rettung begeistert („Ich sah Euch Königin — Euch selbst! — Nicht Euer Bild! — O, welchen Schatz bewahrt — Dies Schloß! Kein Kerker! Eine Götterhalle, — Glanzvoller als der königliche Hof

— Von England — O des Glücklichen, dem es — Vergönnt ist, eine Luft mit Euch zu atmen!" — Vergl. I, 6. V. 655 ff.);

4. ihre Demut gegenüber Elisabeth („Regiert in Frieden! — Jedwedem Anspruch auf dies Reich entsag' ich. — Ich bin nur noch der Schatten der Maria.");

5. die Ergebung in ihr Schicksal, die sie beweist
   a) bei der Entfernung der Abzeichen ihrer königlichen Würde („Beruhige dich, Hanna! Diese Flitter — Machen die Königin nicht aus."),
   b) vor ihrer Hinrichtung. („Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß — Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.")

III. Durch die Verjährung ihrer Schuld, ihre Reue und Besserung. („Der Königin von England — Bringt meinen schwesterlichen Gruß — Sagt ihr, — Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen — Vergebe, meine Heftigkeit von gestern — Ihr reuevoll abbitte. — — Gott erhalte sie — Und schenk' ihr eine glückliche Regierung!" — Vergl. I, 4. V. 281 ff. u. 369 ff.)

Schluß. So ist es dem Dichter gelungen, Maria zu einem tragischen Charakter zu gestalten, der unser Mitleid und unsere Furcht erweckt.

167.

Wie vollzieht sich in Schillers Tragödie „Maria Stuart" die sittliche Läuterung der Heldin?

Einleitung. Nach der Vorgeschichte des Dramas ist Maria eine leidenschaftliche, sinnliche Natur. Schiller führt uns aber ihren Charakter als einen werdenden vor, und zeigt, wie er sich allmählich läutert und von den Schlacken befreit, die ihm noch beim Beginn der Dichtung anhaften.

Ausführung. Wie vollzieht sich Marias sittliche Läuterung? Sie vollzieht sich stufenweise, so daß wir erkennen, wie Maria erst allmählich die Dämonen der weltlichen Eitelkeit und Sinnenlust überwindet, die in ihrem Herzen schlummern.

I. Die erste Stufe der sittlichen Läuterung Marias.

1. Die Erhebung über ihre Leidenschaften offenbart sich in der Unterredung mit Hanna,

a) in dem Bekenntnis ihrer Schuld, das sie ihrer Amme ablegt (I. 4. V. 271 ff.),
b) in der Reue, die sie darüber empfindet (I, 4. V. 280 ff.),
c) in der Mäßigung, mit der sie die Verschärfung ihrer Haft und die harten Maßregeln erträgt, die Paulet über sie verhängt. (I, 4. V. 321 u. I, 2.)

Übergang. Ihr Verzicht auf eine Änderung ihres Geschicks zeigt sich in der Zurückweisung, die Mortimer zunächst erfährt. („O schonet mein! Nicht weiter! Höret auf, — Den frischen Lebensteppich vor mir aus- — Zubreiten.")

2. Der Rückfall in ihre weltlich sinnliche Natur äußert sich
a) in der Geneigtheit, mit der sie allmählich den Worten Mortimers ihr Ohr leiht, indem sie zwar nicht von ihm Rettung erwartet, aber
α) auf den Beistand des Kardinals von Guise hofft („Nein, ich verlor nicht alles, — Da solcher Freund im Unglück mir geblieben."),
β) erwartet, daß der König von Spanien um ihretwillen sich waffnen werde;
b) in dem Vertrauen, das sie auf Leicester setzt („Bin ich zu retten, ist's allein durch ihn." — Vergl. II, 8. V. 716 ff.) und die Liebe, die sie noch immer zu ihm hegt, wie sie dies später in der Beichte eingesteht. (V, 7. V. 338 u. 339.)

II. Die zweite Stufe der sittlichen Läuterung Marias.

1. Der Aufschwung zur Besserung tritt hervor bei der Begegnung mit Elisabeth,
a) in der Demütigung, der Maria mit Bewußtsein sich unterziehen will („Sei's! — Ich will mich auch noch diesem unterwerfen. — Fahr hin, ohnmächt'ger Stolz der edlen Seele! — Ich will vergessen, wer ich bin, und was — Ich litt. Ich will vor ihr mich niederwerfen."),
b) in ihren flehentlichen Bitten („Ich steh' in Gottes Hand. Ihr werdet Euch — So blutig Eurer Macht nicht überheben."),
c) in dem Verzichte auf die Ansprüche, die sie auf den englischen Thron erhoben hat,

d) in dem Gebete zu Gott, ihr Mäßigung zu gewähren.

2. Eine Äußerung ihres leidenschaftlichen Naturells und ihres Stolzes tritt wieder hervor
   a) in dem Rufe des Unwillens („Das ist zu viel!"),
   b) in der Schmähung Elisabeths (III, 4. V. 355 ff. u. 375 ff.),
   c) in dem Frohlocken über die Demütigung, die Elisabeth durch sie erfahren hat. (III, 4. V. 382 ff.)

III. Die letzte Stufe der sittlichen Läuterung Marias vollzieht sich in der Beichtscene vor ihrer Hinrichtung,

1. indem sie dem Priester ein offenes Bekenntnis ablegt,
   a) daß sie Elisabeth gehaßt und Rachegedanken gegen sie gehegt habe (V, 7. V. 327 ff.),
   b) daß ihr Herz sündiger Liebe zugänglich gewesen sei (V, 7 V. 336 ff.),
   c) daß sie den König, ihren Gatten, habe ermorden lassen und dem Verführer Herz und Hand geschenkt habe (V, 7. V 349 u. 350.),
   d) daß sie alle Fürsten aufgeboten habe, sie aus ihrer Haft zu befreien, doch nie „durch Vorsatz oder That das Leben der Feindin angetastet";
2. indem sie aufrichtige Reue über ihre Schuld empfindet (V, 7. V. 336, 361 u. 362.);
3. indem sie ihre Leiden als Buße ihrer Sünden auffaßt und mit Ergebung ihr schweres Los auf sich nimmt („Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod — Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen. — Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß — Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.");
4. indem sie der Königin von England ihren Tod von Herzen vergiebt, sie bittet, ihr die Heftigkeit bei der Unterredung zu verzeihen, und für sie von Gott eine glückliche Regierung erfleht. (V, 8. V. 435 ff.)

Schluß. So geläutert und gereinigt, wie sie Schiller dargestellt hat, lebt die Königin von Schottland in unverwelklicher Schönheit in dem Bewußtsein unseres Volkes, während die historische Maria bei ihrem Tode infolge der langen Haft so an Gicht litt, daß sie am Stocke die Stufen des Schaffots ersteigen mußte.

168.

Warum will sich Maria nicht dem Urteilsspruche des englischen Gerichtshofes unterwerfen? Nach Schillers „Maria Stuart."

Einleitung. Maria ist als Hilfeflehende nach England gekommen; statt Hilfe und Beistand zu finden, ist sie aber dort eingekerkert und vor Gericht gestellt worden.

Ausführung. Aus welchen Gründen will sich Maria dem Urteilsspruche des englischen Gerichtshofes nicht unterwerfen? Als Burleigh nach Schillers Darstellung als Gesandter des Gerichts zu Maria kommt, redet er sie mit den Worten an: „Ihr habt Euch dem Gericht — Der Zweiundvierzig unterworfen, Lady —"; Maria widerspricht ihm jedoch und erklärt, sie erkenne diesen Gerichtshof nicht als befugt an, über sie abzuurteilen.

I. Wegen seiner Zusammensetzung,
   1. da seine Mitglieder bei ihrer Urteilsfällung nicht unabhängig gewesen, sondern beeinflußt worden seien von den „Sultanslaunen" der Königin von England (I, 7. V. 769 ff.);
   2. da seine Mitglieder „Protestanten, Eiferer für Englands Wohl" seien, die über „die Königin von Schottland, die Papistin," zu Gericht sitzen sollten;
   3. da sie ihr nicht ebenbürtig seien. („Nur Könige sind meine Peers.")

II. Wegen der besonderen Stellung der Angeklagten,
   1. da sie nicht dieses Reiches Bürgerin, sondern eine freie Königin sei;
   2. da sie sich nur „durch Hattons arge List verleiten lassen — Bloß ihrer Ehre wegen, und im Glauben — An ihrer Gründe siegende Gewalt, — Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten — Und ihren Ungrund darzuthun." — Als Maria sich nämlich geweigert hatte, sich dem Verhöre zu unterziehen, hatte Hatton sie dadurch dazu bewogen, daß er ihr sagte: „Mir scheint, Eure Majestät kann das Verhör nicht wohl versagen; denn wenn Sie es versagen, würde jedermann Sie für schuldig halten; wenn Sie aber antworten, werden Sie ihre Unschuld ans Licht bringen!"

III. Wegen der Unregelmäßigkeiten in dem gerichtlichen Verfahren gegen sie,

1. da im vergangenen Jahre ein Gesetz gegeben war, ausdrücklich gemacht, um Maria zu verderben (Es lautete: „Wenn sich Tumult im Königreich erhübe — Im Namen und zum Nutze irgend einer — Person, die Rechte vorgiebt an die Krone, — Daß man gerichtlich gegen sie verfahre, — Bis in den Tod die Schuldige verfolge.“);
2. da Marias Schreiber, Kurl und Nau, durch Folterqualen gezwungen wurden, gegen sie zu zeugen. (I, 7. V. 885 ff.)

Schluß. Deshalb fordert Maria von ihrer königlichen Gegnerin:

„Nicht vom Gesetze borge sie das Schwert,
Sich der verhaßten Feindin zu entladen,
Und kleide nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten!
Sie gab' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Tugend zu vereinen.
Und was sie ist, das wage sie zu scheinen.“

169.

Schuld und Strafe Marias. Nach Schillers „Maria Stuart.“

Einleitung. Die neuere Forschung hat nachzuweisen gesucht, daß Maria von Schottland an allen den Verbrechen unschuldig ist, die man ihr zur Last gelegt hat. Schillers Darstellung weiß jedoch von diesen Ergebnissen noch nichts.

Ausführung. Wir fragen nun, worin besteht Marias Schuld und Strafe nach der Tragödie Schillers?

I. Marias Schuld bestand
1. darin, daß sie an der Ermordung ihres Gatten Darnley beteiligt war („Ich wußte drum. Ich ließ die That geschehen.“);
2. darin, daß sie die Richter zwang, den Mörder freizusprechen und diesen dann ehelichte (I, 4. V. 352 ff.);
3. darin, daß sie (nach Bothwells Tode) sogar in der englischen Gefangenschaft ihr Herz der neuen Liebe zu Leicester öffnete und willens war, ihm ihre blutbefleckte Hand zum vierten

Ehebunde zu reichen („An Eurer Hand, beglückt durch Liebe, — Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreuen.");

4. darin, daß sie auf den Genuß irdischer Hoheit und Macht nicht verzichten konnte und sich erst im Angesichte des Todes von allen irdischen Hoffnungen lossagte. („Warum soll ich's leugnen? — Ja, ich gesteh's, daß ich die Hoffnung nährte, — Zwei edle Nationen unterm Schatten — Des Ölbaums frei und fröhlich zu vereinen.")

II. Marias Strafe bestand in den „schweren Leidensproben", mit denen sie ihre Schuld in jahrelanger Reue abbüßte,

1. in ihrer Einkerkerung in England, wo sie eine gastliche Aufnahme gehofft hatte, und der rauhen Behandlung und Einschränkung durch Paulet (I, 1, u. 2.);
2. in der Täuschung, die sie in der Unterredung mit Elisabeth erfuhr, da diese gerade zu ihrem Verderben ausschlug;
3. in der Täuschung, die sie erlebte, als sie „bei dem Auflauf in dem Schloß," als „ein Pochen und vieler Hämmer Schlag" ihr Ohr erschreckte, die Befreier zu vernehmen glaubte und Sir Paulet ihr dann verkündigte, daß das Gerüst zu ihrer Hinrichtung aufgeschlagen werde;
4. in dem Schmerz, den ihr in ihrer letzten Stunde die Anwesenheit Leicesters bereitete, da er sie an die frohen Hoffnungen erinnerte, die sie an seine Person geknüpft hatte. (V, 9. V. 471 ff.)

Schluß. Jetzt nachdem sie endlich alle irdischen Hoffnungen und Erwartungen überwunden hatte, wankte sie nicht mehr, und sprach: „Ich fürchte keinen Rückfall. — Meinen Haß und meine Liebe hab' ich Gott geopfert." Auch bei Leicesters Anblick blieb sie stark und rief ihm verzeihend, wenn auch nicht ohne Bitterkeit, zu:

„Ein zärtlich liebend Herz habt Ihr verschmäht,
Verraten, um ein stolzes zu gewinnen.
Kniet zu den Füßen der Elisabeth!
Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden!
Lebt' wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!"

170.

Inwiefern bilden Maria und Elisabeth in Schillers Tragödie „Maria Stuart" einen Gegensatz?

Einleitung. Schon die Verhältnisse, unter denen uns Maria und Elisabeth in Schillers Dichtung entgegentreten, bilden einen schroffen Gegensatz. Zwar sind beide Frauen zur Herrschaft über die auf derselben Insel wohnenden Nachbarvölker berufen; aber die eine finden wir auf der Höhe irdischer Macht und Herrlichkeit, die andere schmachtet in dem Kerker jener, nachdem sie vergebens bei der Schwester Zuflucht und Rettung gesucht hat. Jene ist die offenbare Feindin dieser.

Ausführung. Inwiefern bilden Maria und Elisabeth nach des Dichters Darstellung einen Gegensatz. Sie bilden einen Gegensatz insofern, als

I. beide eine verschiedene Erziehung genossen haben,
   1. da Maria ihre Jugend an dem sittenlosen französischen Hofe zubrachte (II, 3. V. 313 ff. — II, 2. V. 44 ff. — I, 1. V. 48 ff.), wo sie
      a) wegen ihrer Schönheit bald ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung
      b) und durch ihre Vermählung mit Franz II. auch der Verehrung wurde;
   2. während Elisabeth als nicht anerkannte Tochter Heinrichs VIII.
      a) ihre ersten Jahre in stiller Einsamkeit, mit ernsten Studien beschäftigt, zubrachte,
      b) statt der Königskrone von des Henkers Beil bedroht und deshalb gemieden von den Höflingen („Dir war das Unglück eine strenge Schule. — Nicht seine Freudenseite kehrte dir — Das Leben zu. Du sahest keinen Thron — Von ferne, nur das Grab zu deinen Füßen. — Zu Woodstock war's und in des Towers Nacht, — Wo dich der gnäd'ge Vater dieses Landes — Zur ernsten Pflicht durch Trübsal auferzog. — Dort suchte dich der Schmeichler nicht.");

II. beide Frauen eine verschiedene Auffassung ihrer Stellung zeigen,
   1. indem Maria uns als ein trotz aller ihrer Fehler liebenswürdiges und liebebedürftiges Weib und als solches vor allem

erscheint, „weil sie sich nur befliß, ein Weib zu sein" (Siehe Disposition Nr. 166. II, 2. u. 3.);

2. während Elisabeth vorzugsweise K ö n i g i n sein möchte;
   a) deshalb will sie von der Schwäche des Weibes nichts wissen und verspottet den greisen Talbot wegen des Eindrucks, den Marias Reize auf ihn gemacht haben (II, 3. V. 298, 299 u. 322 ff.);
   b) deshalb setzt sie ihren Stolz darin, einen männlichen Charakter, männliche Festigkeit zu besitzen („Es [das Volk] zeigt mir an, daß ich ihm nur — Ein Weib bin, und ich meinte doch, regiert — Zu haben wie ein Mann und wie ein König.");
   c) sie ist deshalb eine Frau ohne ein mitfühlendes weibliches Herz, was sich schon in ihren Blicken ausspricht („O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz."), sodaß man von beiden mit Recht behauptet hat, Maria habe dem Weibe die Krone, Elisabeth dagegen das Weib der Krone geopfert (Vergl. II, 2. V. 165 ff.);

III. beide eine v e r s c h i e d e n e s i t t l i c h e L e b e n s a n s c h a u u n g haben;
1. denn M a r i a
   a) erscheint unverstellt und offen,
      α) indem sie der Amme ein Bekenntnis ihrer Schuld ablegt (I, 4),
      β) indem sie ihre Liebe zu Leicester eingesteht und ihm Dank für die langentbehrte Freiheit zu schulden glaubt („Es ist — Der Liebe thät'ge Hand, der ich sie danke. — Lord Lesters mächt'gen Arm erkenn' ich drin. — Allmählich will man mein Gefängnis weiten."),
      γ) indem sie selbst bei ihrer Begegnung mit Elisabeth unverstellt und offen, wenn auch unvorsichtig und leidenschaftlich auftritt;
   b) erfährt eine allmähliche sittliche Läuterung; vor ihrem Tode ist sie
      α) versöhnt mit ihren Feinden (V, 8. V. 435 ff. u 441 ff.; 9. V. 484 ff.),
      β) frei von irdischer Eitelkeit und weltlichem Verlangen (V, 6. V. 230; 8. V. 414; 9. V. 468 u. 490.);

2. Elisabeth

a) ist eine Heuchlerin („Was man scheint, hat jedermann zum Richter; was man ist, hat keinen.“);

α) sie nennt sich die „jungfräuliche Königin“ (II, 2. V. 81 ff.), und doch giebt sie sich heimlichen Lüsten hin (zu Mortimer spricht sie: „Laßt es Euch nicht leid thun, — Daß meine Dankbarkeit den Flor der Nacht — Entlehnen muß. — Das Schweigen ist der Gott — Der Glücklichen. — Die engsten Bande sind's, — Die zartesten, die das Geheimnis stiftet!“ — Maria sagt zu ihr: „Weh' Euch, wenn sie [die Welt] von Euren Thaten einst — Den Ehrenmantel zieht, womit ihr gleißend — Die wilde Glut verstohlner Lüste deckt.“);

β) selbst die Religion ist ihr nicht Herzenssache; sie lobt Mortimer, daß er, um ihr zu dienen, „so früh' der Täuschung schwere Kunst“ geübt (II, 4. V. 420 ff. u. 5. V. 497 ff.);

γ) um den Schein der Milde und Großmut zu bewahren, giebt sie Mortimer heimlich den Mordauftrag (II, 6.);

δ) obwohl sie die „Sklaverei des Volksdienstes“ schwer erträgt, prahlt sie doch vor dem französischen Gesandten mit der Liebe des Volks und den Opfern, die sie diesem bringe („Nicht genug, — Daß jetzt der Segen dieses Land beglückt, — Auch ihrem künft'gen Wohl soll ich mich opfern, — Auch meine jungfräuliche Freiheit soll ich, — Mein höchstes Gut, hingeben für mein Volk.“ — Vergl. II, 2. V. 121 ff. — IV, 9. V. 508 ff. u. 10. V. 549 ff.);

ε) sie erklärt, daß ein Ehebündnis mit dem Herzog von Anjou sie ehre; in Wirklichkeit will sie dadurch Frankreich nur an der Unterstützung Marias hindern („Wenn Frankreich ernstlich meinen Bund verlangt, — Muß es auch meine Sorgen mit mir teilen — Und meiner Feinde Freund nicht sein.“);

ζ) heuchlerisch ist ihr Spiel bei der Unterzeichnung von Marias Todesurteil (IV, 11. V, 14. V. 634 ff.), wobei sie die eigne Schuld auf den Sekretär abzuwälzen

sucht und Burleigh für dessen eigenmächtiges Handeln zur Rechenschaft zieht;

b) sie wird bei ihren Handlungen von selbstsüchtigen, rein persönlichen Beweggründen geleitet,

α) von Furcht vor Maria („Sie ist tot! — Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieser Erde. — Was zittr' ich? Was ergreift mich diese Angst? — Das Grab deckt meine Furcht, und wer darf sagen, — Ich hab's gethan! Es soll an Thränen mir — Nicht fehlen, die Gefallne zu beweinen!" — Vergl. II, 5. V. 462 ff.),

β) von Haß gegen ihre Nebenbuhlerin („O, sie ist eine abgefeimte Bübin — O, sie bezahle mir's mit ihrem Blut. — O die Verhaßte, die — mir all dies Weh bereitet." — Vergl. III, 4. V. 341 ff.),

γ) von Eifersucht gegen Leicester („Solchen Spott mit mir — Zu treiben! Der Verräter! Im Triumph — Vor seiner Buhlerin mich aufzuführen! — O, so ward noch kein Weib betrogen. — Verstoßen hab' ich ihn aus meinem Herzen, — Fort ist die Liebe, Rache füllt es ganz, — So hoch er stand, so tief und schmählich sei — Sein Sturz!"),

δ) von Eitelkeit auf ihre persönlichen Reize, sodaß es Leicester durch grobe Schmeicheleien gelingt, sie zu der Zusammenkunft mit Maria zu bestimmen, wo sie über das schönste der Weiber zu triumphieren hofft. (II, 9. V. 930 ff. u. 950 ff.)

Schluß. Wenn die Charakteristik der beiden Königinnen auch zum Teil von der Geschichte abweicht, so ist sie doch nach der menschlichen Seite hin im allgemeinen getreu, sodaß der Vorwurf ungerecht erscheint, Schiller habe für Maria zum Nachtheil Elisabeths Partei ergriffen.

171.

Welche Beweggründe bestimmen Elisabeth bei ihren Handlungen? Nach Schillers Tragödie „Maria Stuart".

Einleitung. Elisabeth geht so sehr in dem Bewußtsein ihrer königlichen Würde auf, daß darüber das Weib mit den zarten Regungen seines Herzens zurücktritt.

Ausführung. Durch welche Beweggründe wird sie vornehmlich bei ihren Handlungen bestimmt?

I. Durch den Wunsch, den Schein zu bewahren; denn sie ist eine Heuchlerin. (Vergl. Disposition Nr. 170. III, 2. u. s. w.)

II. Durch persönliche, selbstsüchtige Beweggründe:

1. Furcht vor Maria,
2. Haß gegen sie,
3. Eifersucht und Eitelkeit.

Schluß. Deshalb trägt das Weib Maria innerlich den Sieg über das Weib Elisabeth davon, die von jener im dritten Aufzuge moralisch getötet wird, während andrerseits die Königin Elisabeth über die Königin Maria triumphiert.

172.

Welche Zwecke verfolgt Burleigh in seiner Feindseligkeit gegen Maria, und welcher Mittel bedient er sich dazu?

Einleitung. William Cecil, Baron von Burleigh, ist ein Vorfahr der jetzigen Marquis von Salisbury. Er ist im Jahre 1532 geboren. Unter Elisabeth war er die Seele ihrer Regierung und ein entschiedener Gegner Marias und ihrer Bestrebungen; daher drang er nach ihrer Ankunft in England auf ihre Gefangenhaltung und setzte es durch, daß sie verurteilt und hingerichtet wurde.

Ausführung. Welche Zwecke verfolgte er nach Schillers Dichtung dabei, und welches sind seine Mittel, um sie zu erreichen?

I. Burleighs Zwecke waren:

1. Die Größe und Sicherung der Herrschaft Elisabeths. (Maria spricht zu ihm: „Man sagt, Ihr meint es gut — Mit diesem Staat, mit Eurer Königin, — Seid unbestechlich, wachsam, unermüdet — Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen — Regiert Euch, Euch regiert allein der Vorteil — Des Souverains, des Landes.“ — Vergl. I, 7. V. 839 ff.)
2. Die Erhaltung des Protestantismus in England. (Burleigh zu Maria: „Es ist bewiesen, — Daß Ihr Anschläge — Geschmiedet, die Religion des Landes — Zu stürzen, alle Könige Europens — Zum Krieg mit England aufgeregt.“ — Vergl. I, 7. V. 799 ff.)

II. Burleighs Mittel zur Erreichung seiner Zwecke waren:

1. Die Einsetzung eines unbefugten englischen Gerichtshofes, dessen Urteil sich stützte
   a) auf die Aussagen falscher Zeugen, der Schreiber Marias, Kurl und Nau, die durch Drohungen eingeschüchtert waren (I, 7. V. 898.);
   b) auf einzelne Unregelmäßigkeiten bei dem Gerichtsverfahren, wie die Unterlassung der Gegenüberstellung der Kläger und der Angeklagten, „einer Gunst, eines Rechtes, das man dem Mörder nicht versagte". (Paulet: „So ist's. — Das ist bei uns Rechtens. — Was wahr ist, muß ich sagen.")
2. Die Bestürmung Elisabeths durch seine Vorstellungen und Bitten,
   a) indem er vorgab, daß das englische Volk Marias Haupt fordere;
   b) daß „die heimlichen Verehrer des römischen Götzendienstes" in England feindliche Gedanken gegen Elisabeth hegten, die Thronbesteigung Marias herbeisehnten (II, 3. V. 180 ff.) und im Bunde mit den lothringischen Brüdern ständen („Von dort — Ist schon der dritte Mörder ausgegangen. — Sie zu befreien ist die Losung; sie — Auf deinen Thron zu setzen, ist der Zweck.");
   c) indem er in sie drang, das gefällte Urteil zu vollziehen („Erwarte, zögre, säume, bis das Reich — In Flammen steht, bis es der Feindin endlich — Gelingt, den Mordstreich wirklich zu vollführen. — Dreimal hat ihn ein Gott von dir entfernt; — Heut' hat er nahe dich berührt, noch einmal — Ein Wunder hoffen, hieße Gott versuchen." — Vergl. IV. 9. V. 524 ff.);
   d) indem er die Begegnung Elisabeths mit Maria zu verhindern suchte. („Die Gunst des königlichen Angesichts — Hat sie verwirkt, die Mordanstifterin, — Die nach dem Blut der Königin gedürstet. — Wer's treu mit seiner Fürstin meint, der kann — Den falsch verräterischen Rat nicht geben." Vergl. II, 4. V. 446 ff. u. 474 ff.)
3. Der Meuchelmord, durch den er ohne Aufsehen Maria beseitigen wollte, dessen Ausführung jedoch an Paulets Redlichkeit scheiterte. (Er sagt zu diesem, Elisabeths stummer Blick scheine

zu fragen: „Ist unter allen meinen Dienern keiner, — Der die verhaßte Wahl mir spart, in ew'ger Furcht — Auf meinem Thron zu zittern oder grausam — Die Königin, die eigne Blutsverwandte, — Dem Beil zu unterwerfen?" — Vergl. I, 8. V. 1040; 1059 ff. u. 1063 ff.)

4. Der Abbruch der Verhandlungen über die Vermählung Elisabeths mit dem Herzog von Anjou, weil der französische Gesandte mit den Verschwörern in Verbindung stand. (IV, 1 u. 2.)
5. Die Anklage Leicesters, daß dieser mit Mortimer zur Befreiung Marias gemeinsame Sache gemacht und den Jüngling in den Tod gedrängt habe, um sich eines lästigen Zeugen zu entledigen. (IV, 5. V. 201 ff., 206 ff., 374, 393 ff.)
6. Die gewaltsame Aneignung des unterzeichneten Todesurteils. (IV, 12.)

Schluß. Burleigh wird zwar nach der erfolgten Hinrichtung Marias von Elisabeth verbannt, er nimmt aber das Bewußtsein mit sich, daß er ihr auch in ihrem Sinne treu gedient habe, während sich Leicester sagen muß, daß er „umsonst ein unwürdiges Spiel getrieben" und das höchste Ziel seines Lebens selbst vereitelt habe.

173.

Leben und Charakter Mortimers.

Einleitung. Mortimer ist eine Erfindung des Dichters; er bildet in gewissem Sinne einen Gegensatz zu Leicester, dem andern Liebhaber Marias und erregt durch seine Charakterentwicklung und seinen ganzen Lebenslauf unsre warme Teilnahme.

Ausführung. Leben und Charakter Mortimers.

I. Seine Charakteranlagen und ersten Lebensverhältnisse.
   1. Er ist aufgewachsen als strenger Puritaner, „in finsterm Haß des Papsttums aufgesäugt".
   2. Dabei besitzt er eine lebhafte Phantasie und eine leicht erregbare Sinnlichkeit; daher
      a) widerstreben ihm die trocknen Lehren des Puritanismus, und
      b) es ergreift ihn die Sehnsucht, die Fremde kennen zu lernen.

II. Mortimer in Italien und Frankreich.
   1. Der tiefe Eindruck, den auf ihn
      a) die Kunstschätze Roms,

b) die glänzende Außenseite des katholischen Kultus machen.

2. Seine Unterweisung in den Lehren der römischen Kirche durch den Kardinal von Guise und sein Übertritt zum Katholizismus.

3. Sein Aufenthalt in dem Jesuitenkloster zu Rheims,

   a) wo ihm Teilnahme für das Geschick Marias eingeflößt wird

      α) durch das Bildnis der „schönsten aller Frauen, welche leben",

      β) durch Schilderung ihrer Leiden und der Blutgier ihrer Feinde, von denen ihm der Bischof erzählt,

      γ) durch die Aussprüche der Rechtsgelehrten und ihre durch die Wappenbücher verbürgten Rechte auf Englands Thron,

      sodaß er sich zu Marias Rettung berufen fühlt;

   b) wo er „der Verstellung schwere Kunst" lernt, um sein Rettungswerk auszuführen.

III. Mortimer versucht in der Heimat die Rettung Marias.

1. Besondere Gründe, die ihn noch in seinem Entschlusse befestigen:

   a) Die Bestellung seines Oheims Paulet zu Marias Wächter.

   b) Ihre Schönheit, die in seinem Herzen eine leidenschaftliche Liebe zu ihr entflammt („Du bist das schönste Weib auf dieser Erde." — „Was ist mir alles Leben gegen dich — Und meine Liebe! Mag der Wellen Band — Sich lösen, eine zweite Wasserflut — Herwogend alles Atmende verschlingen! — — Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entsage, — Eh' nahe sich das Ende aller Tage." — Vergl. II, 6. V. 570 ff. u. III, 6. V. 482 ff.)

2. Die Mittel der Rettung.

   a) Die Verschwörung der 12 edlen Jünglinge des Landes (I, 6. V. 634 ff.),

      α) welche gebeichtet, Ablaß für alle begangenen und zukünftigen Sünden erhalten haben (III, 6. V. 430 ff.),

      β) welche von dem Gesandten Frankreichs unterstützt werden (I, 6. V. 638 ff.),

      γ) welche bereit sind, bei der Entführung Marias ihre Hüter, selbst ihren Kerkermeister Paulet zu ermorden oder selbst

den Tod zu erleiden. (III, 6. V 437, 440 ff. u. 465 ff.)

b) Die Verstellung, die Mortimer gegenüber Elisabeth übt, indem er

α) seine Teilnahme an Marias Los verleugnet und Haß gegen sie heuchelt (II, 4.),

β) sich bereit erklärt, sie auf Elisabeths Wunsch heimlich zu ermorden. („Die Hand will ich dir leihen, rette du — Den Namen, wie du kannst — Sie lebt nicht mehr, sobald du es gebietest.")

c) Mortimers Verbindung mit Leicester,

α) dem er jedoch Mißtrauen entgegenbringt und mit dem er sich nur auf Marias Wunsch zu ihrer Rettung verbündet („Ein Rätsel ist es mir, daß Graf von Lester, — Der Günstling der Elisabeth, Mariens — Erklärter Feind und ihrer Richter einer, — Der Mann sein soll, von dem die Königin — In ihrem Unglück Rettung hofft." — Vergl. I, 7. V. 667 ff.),

β) wobei der Jüngling im Gegensatz zu dem älteren Liebhaber Marias

αα) Mut (II, 8. V. 795 ff.) und

ββ) Thatkraft (II, 8. V. 835 ff.)

beweist.

Schluß. So erscheint Mortimer als ein Schwärmer, der mit seinem Tode die Treue und Ergebenheit besiegelt, die er für Maria hegt, während Leicester sie feige verläßt nnd den Verbündeten preisgiebt, um sich selbst zu retten. (VI, 4.)

174.

Welche Mittel wendet Mortimer an, um Marias Rettung zu bewerkstelligen?

Einleitung. Mortimer ist ein Schwärmer, der unter der Herrschaft der Phantasie steht und wie Maria ein leicht erregbares Gemüt besitzt; da er in ihr nicht nur die unglückliche Königin und Glaubensgenossin verehrt, sondern auch das schöne Weib liebt, so sind ihm alle Mittel recht, um sie zu erretten.

Ausführung. Welche Mittel wendet er zu ihrer Rettung an?

I. Die Verschwörung von 12 edlen Jünglingen des Landes (I, 6. V. 634 ff.),

1. welche gebeichtet, Ablaß u. s. w.

II. Die Verstellung, die er u. s. w.

III. Seine Verbindung mit Leicester u. s. w.

(Vergl. III, 2 der vorigen Disposition No. 173.)

Schluß. Mortimer hat keinen Erfolg mit seiner Unternehmung; auch Leicester kommt zu der Erkenntnis, daß er mit den unwürdigen Mitteln, die er zur Rettung Marias angewandt hat, ebenso wenig zum Ziele gelangt ist. Mit Schimpf und Schande bedeckt, verläßt er den Boden Englands, während jener für seine Überzeugung sein Leben läßt.

175.

Leicester und Mortimer.

Ein Vergleich.

Einleitung. Mortimer ist eine Schöpfung der dichterischen Phantasie Schillers; aber auch Leicesters Eingreifen in die Handlung ist eine Erfindung des Dichters.

Ausführung. Inwiefern können beide mit einander verglichen werden, und inwiefern bilden sie Gegensätze?

I. Sie können insofern mit einander verglichen werden,

1. als sie Maria lieben und sie zu retten versuchen (I, 7. II, 6. u. 8.),

2. als sie eine Vertrauensstellung bei Elisabeth einnehmen,

a) Leicester als ihr Günstling („Wem darf ich trau'n, wenn er mich hinterging? — Er, den ich groß gemacht von allen Großen, — Der mir der Nächste stets am Herzen war, — Dem ich verstattete, an diesem Hof Sich wie der Herr, der König zu betragen!" — Vergl. IV, 6. V. 265 ff.),

b) Mortimer als der Mann, den Elisabeth im Vertrauen auf seine Ergebenheit mit der heimlichen Ermordung Marias betraut (II, 5. V. 549 ff.);

3) als beide der Königin von England gegenüber Heuchelei üben. (II, 3. Z. 328 ff. u. 362 ff. — II, 4. V. 397 ff. — II, 5, V. 504 u. 505. — II, 9. V. 884 ff. u. a. O.)

II. Leicester und Mortimer bilden insofern **Gegensätze**, als

1. **Leicester ein doppelzüngiger Hofmann** ist, dessen Verstellung auf hinterlistiger Berechnung beruht (II, 4. V. 36. — II, 8. V. 693 ff. u. 699 ff.), **Mortimer ein Schwärmer**, der sich für die Rettung des unglücklichen schönen Weibes und die Sache seines neuen Glaubens begeistert (I, 6. V. 440 ff. u. 474 ff. — III, 6. V. 460 ff. u. 465 ff.);
2. **Leicesters Beweggründe Selbstsucht und Ehrgeiz** sind („Und dieser Brief — Versichert mir, daß sie [Maria] verzeiht, sich mir — Zum Preise schenken will, wenn ich sie rette." — „Die Gestalt — Der Dinge, Sir, hat sich indes verändert. — Mein Ehrgeiz war es, der mich gegen Jugend — Und Schönheit fühllos machte. Damals hielt ich — Mariens Hand für mich zu klein, ich hoffte — Auf den Besitz der Königin von England."), während **Mortimer selbst durch Elisabeths Gunst in seinen Gefühlen für Maria nicht zu erschüttern ist** („Wer bist du, Ärmste [Elisabeth], und was kannst du geben? — Mich locket nicht des eiteln Ruhmes Geiz!" u. s. w.);
3. **Leicester ein Feigling** ist, der es nicht wagt, für die Geliebte einzutreten, und Verrat an Mortimer, seinem Warner, übt (II, 8. V. 886. — III, 6. V. 109. — IV, 1. V. 151 ff.), während **Mortimer in hochherziger Kühnheit** sein Rettungswerk vorbereitet („Wer dich will retten und die Seine nennen, — Der muß den Tod beherzt umarmen können.") und dabei selbst nach dem Mordversuche auf Elisabeth beharrt („Ich bleibe. Noch versuch' ich's, sie zu retten, — Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten.");
4. **Leicester Maria preisgiebt** und zum zweitenmale für ihren Tod stimmt („Sie muß sterben. — Jetzt stimm' ich selbst für ihren Tod. Ich riet — Dir an, das Urteil unvollstreckt zu lassen, — Bis sich aufs neu ein Arm für sie erhübe. — Dies ist gescheh'n — Und ich bestehe drauf, — Daß man das Urteil ungesäumt vollstrecke."), während **Mortimer sich selbst den Tod giebt**, da Marias Rettung ihm nicht mehr möglich ist. („Geliebte! Nicht erretten konnt' ich dich, — So will ich dir ein männlich Beispiel geben. — Maria, heil'ge,

bitt' für mich — Und nimm mich zu dir in dein himmlisch' Leben!")

Schluß. Mit Recht ruft Mortimer kurz vor seinem Tode seinem begünstigten Nebenbuhler zu: „Ha, Schändlicher! — So rette dich! Verschlossen bleibt mein Mund, — Ich will dich nicht in mein Verderben flechten. — Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund, — Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten." Leicester erleidet die ganze Schwere der Strafe in der letzten Begegnung mit Maria. (V, 9. V. 471 ff.) Seine verzweiflungsvolle Zerknirschung erkennen wir aus seinem letzten Monologe, als er von Elisabeth dazu verurteilt ist, der unfreiwillige Zeuge von Marias Hinrichtung zu sein.

176.

Worin beweist Leicester seine Falschheit und Verstellungskunst?

Einleitung. Die Königin Elisabeth hat Schiller als eine Meisterin in der Verstellungskunst geschildert. Deshalb vertraut sie am liebsten Naturen, die ihr ähnlich sind, wie Mortimer und Leicester, und wird dafür von beiden hintergangen. Die Täuschung, die sie durch Leicester erfährt, geht ihr besonders nahe; seine Heuchelei ist denn auch der ihrigen durchaus gewachsen.

Ausführung. Worin zeigt sich Leicesters Verstellungskunst? Sie offenbart sich,

I. als es sich um die Rettung Marias handelt,
   1. indem er Elisabeth überredet, die Hinrichtung Marias aufzuschieben („Man lasse die Sentenz, — Die ihr das Haupt abspricht, in voller Kraft — Bestehn! Sie lebe, — Aber unterm Beile — Des Henkers lebe sie, und schnell, wie sich — Ein Arm für sie bewaffnet, fall' es nieder."),
   2. indem er Elisabeth seine Liebe versichert, um sie durch seine Schmeicheleien dazu zu bestimmen, der Königin von Schottland im Park von Fotheringhay eine Unterredung zu gewähren („Ich liebe dich. Wärst du die ärmste Hirtin, — Ich als der größte Fürst der Welt geboren, — Zu deinem Stand würd' ich heruntersteigen, — Mein Diadem zu deinen Füßen legen.");
II. als es sich um seine eigene Rettung handelt,
   1. indem er Mortimer gefangen nehmen läßt („Diesen Staatsver-

räter — Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl! — Die schändlichste Verschwörung ist entdeckt, — Ich bringe selbst der Königin die Botschaft."),

2. indem er sich vor Elisabeth dadurch rechtfertigt,
   a) daß er sich beleidigt stellt („Mich abzuweisen! — Wenn sie für einen Burleigh sichtbar ist, — So ist sie's auch für mich!"),
   b) daß er der Königin gegenüber treuste Hingebung heuchelt und ihr zuverlässigster Beschützer gewesen zu sein vorgiebt. (IV, 6.)

Schluß. Die Strafe für seine Doppelzüngigkeit besteht darin, daß er den Preis seiner ruchlosen Bemühungen verliert und daß Elisabeth, die ihm nicht ganz traut, ihm die Vollstreckung des Richterspruches an Maria überträgt. Ihr letzter Blick ist die härteste Pein, die der Verräter erleiden muß.

177.

Zwei englische Staatsmänner.

Nach Schillers „Maria Stuart."

Einleitung. Burleigh und Shrewsbury sind historische Personen, englische Staatsmänner, von denen Burleigh Großschatzmeister, Talbot, Graf von Shrewsbury, Lordmarschall von England war; dagegen bekleidete er die Würde eines Großsiegelbewahrers nicht, die ihm der Dichter beilegt.

Übergang. Burleigh war ein kaltberechnender, rücksichtsloser Staatsmann, Shrewsbury nicht nur Staatsmann, sondern zugleich ein echter Edelmann voll strengen Rechtsgefühls und milder Gesinnung.

Ausführung. Inwiefern kann man beide miteinander vergleichen, und inwiefern sind sie von einander verschieden?

I. Sie stimmen darin überein,
   1. daß sie beide in Elisabeths Diensten stehen und nach Schiller eine Vertrauensstellung bei ihr einnehmen;
   2. daß sie ihr treu ergeben sind und jeder von ihnen ihr wahres Wohl zu fördern glaubt,
      a) Shrewsbury, indem er der Königin das Leben rettet (III, 8) und sonst stets auch ungefragt ihr mit seinem Rate zur Seite steht,

b) Burleigh, indem er alle seine Beredsamkeit aufbietet, um die Königin zu der Hinrichtung Marias zu bestimmen („Du mußt den Streich erleiden oder führen.“);

3. daß beide auch zu Maria in einer bestimmten Beziehung stehen,
   a) indem beide zu ihren Richtern gehören (I, 7),
   b) indem Burleigh ihr nach Schiller den Urteilsspruch verkündet und Shrewsbury lange Zeit (17 Jahre) Marias Hüter gewesen ist.

II. Beide sind darin verschieden,

1. daß Burleigh allein das Staatsinteresse und das Wohl der Königin im Auge hat (II, 3), deshalb jede Regung zur Milde bei ihr fürchtet und ihre Begegnung mit Maria zu verhindern sucht (II, 4. V. 474 ff.), wogegen Shrewsbury diese vor der Unterredung aufrichtet, sie ermahnt, sich zu demütigen und die Großmut Elisabeths anzuflehen (III, 3), während er nach dem Bruch letztere zu besänftigen sucht („O, sie ist außer sich! — Verzeih' der Rasenden, der schwer Gereizten.“);
2. daß Burleigh in der Fürsorge für Englands und Elisabeths Wohl soweit geht, daß er Maria haßt und verfolgt und deshalb Elisabeth die Notwendigkeit der Hinrichtung Marias vorstellt (II, 3. V. 179 ff.), wogegen Shrewsbury sie trotz des an dem Gatten begangenen Verbrechens (II, 3. V. 287 ff.) durch ihren Leichtsinn, ihre Erziehung („Ein zartes Kind — Ward sie verpflanzt nach Frankreich, an den Hof — Des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude.“) und ihre Schönheit (II, 3. V. 319 ff.) zu entschuldigen sucht;
3. daß Burleigh, um sein Ziel zu erreichen, sogar den Meuchelmord nicht scheut (I, 8), wogegen Shrewsbury die Königin von England zu überzeugen sucht, daß Maria ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterstehe, daß die Nachwelt Elisabeths Verfahren hart verurteilen werde und daß sie als Herrin ihres Willens nur den Mut zu haben brauche, das Leben der Schwester zu erretten (II, 3. V. 240 ff. u. 247 ff.);
4. daß Burleigh es schließlich sogar wagt, das unterschriebene Todesurteil dem Staatssekretär mit Gewalt zu entreißen,

während Shrewsbury die Gesinnung der Königin zu beeinflussen sucht und daher auf Aufschub und Überlegung dringt. Daher eilt er ins Gefängnis und vernimmt hier das Geständnis des von Reue gequälten Dieners der Maria; aber, als er zur Königin zurückkehrt, ist die Hinrichtung bereits vollzogen. (V, 13. V 599 ff. u. 604.)

Schluß. Während Burleigh wegen seines übergroßen Eifers von Elisabeth verbannt wird, giebt der greise Shrewsbury das Siegel in ihre Hände zurück, das sie ihm zwölf Jahre anvertraut hat, indem er dabei spricht:

„ — Verzeih', ich bin zu alt,
Und diese grade Hand, sie ist zu starr,
Um deine neuen Thaten zu versiegeln."

178.

Sir Amias Paulet.
Charakteristik.

Einleitung. Paulet ist ein historischer Charakter, der in Schillers Tragödie ein Gegenstück zu dem von dem Dichter geschaffenen Charakter Mortimers, des papistischen Fanatikers, bildet.

Ausführung. Charakteristik Paulets.

I. Paulet ist ein finsterer Puritaner, der
  1. ein Gegner der katholischen Kirche ist,
  2. in Maria eine gottlose Ketzerin sieht (I, 1. V. 101 ff. — I, 2. V. 187);

II. ein pflichtgetreuer Hüter,
  1. der Marias Kerker stets im Auge hat und jeden Versuch ihrerseits, sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen, wahrnimmt (I, 1. V. 2 ff.),
  2. der sie mit unerbittlicher Strenge behandelt (I, 1. V. 16 ff., 30 ff. u. 42 ff.);

III. ein eifriger Patriot,
  1. der in ihr die Hauptursache der Beunruhigung des Landes und die Anstifterin aller Verschwörungen gegen Elisabeth sieht (I, 1. V. 64 ff.);
  2. der ihr deshalb ihre früheren Vergehen schonungslos vorwirft (I, 1. V. 55 ff. u. 126 ff.);

IV. ein Edelmann von peinlichstem Ehrgefühl und strengster Rechtlichkeit,

1, der mit Entrüstung Burleighs Ansinnen, Maria heimlich zu ermorden, zurückweist („Kein Mörder soll sich ihrer Schwelle nahen, — So lang' die Götter meines Dachs sie schützen."),
2. der bei Elisabeth ähnliche Absichten befürchtet und den Neffen deshalb vor ihren Schmeichelreden warnt („Laß dich den Ehrgeiz nicht verführen." — „Steh fest, mein Neffe. Kaufe nicht zu teuer! — Verletze Dein Gewissen nicht." — Vergl. II, 8. V. 600 ff.),
3. der in seiner Wahrhaftigkeit Maria beipflichtet, als sie sich über die Unziemlichkeiten beklagt, die in ihrem Rechtsstreit vorgegangen sind („Was wahr ist, muß ich sagen." — Vergl. I, 8. V. 985 ff.),
4. der selbst seiner Gefangenen erlaubte Gefälligkeiten erweist, indem er Marias Brief der Königin von England überbringt. („Ich bin — Nur ihrer Laster Feind; was sich verträgt — Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweisen." — Vergl. III, 2. V. 71 u. 72. — IV, 8. V. 424.)

Schluß. So bildet Paulet, der sowohl Marias Feind als auch ihr Beschützer ist, in seiner Offenheit und Gewissenhaftigkeit einen Gegensatz zu Burleigh, der als Marias Feind selbst krumme Wege zu ihrem Verderben nicht verschmäht.

In milderer Stimmung (IV, 9. V 467.) reicht Paulet seiner Gefangenen vor ihrem Tode die Hand mit den Worten:

„Gott sei mit Euch! Geht hin in Frieden!"

179.

Inwiefern stirbt Maria Stuart schuldig, inwiefern unschuldig?

180.

Welche Hoffnungen setzt Maria auf eine Zusammenkunft mit Elisabeth, und warum gehen diese nicht in Erfüllung?

181.

Inwiefern ist Elisabeth nach Schillers Tragödie wegen der Gefangenhaltung und Hinrichtung Marias zu entschuldigen?

182.

Welche Gründe hatte Elisabeth, den Tod Marias zu wünschen, und welcher Mittel bediente sie sich, um die Erfüllung dieses Wunsches zu erreichen?

183.

Warum wünscht in Schillers „Maria Stuart" Lord Burleigh den Tod Marias?

184

Von welchen verschiedenen Beweggründen werden in Schillers „Maria Stuart" die Lords Leicester, Shrewsbury und Burleigh bei ihren Ratschlägen und Handlungen bestimmt?

185.

In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren. (I, 2.)

186.

Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen. (I, 7.)

187.

Ein hohes Kleinod ist der gute Name. (I, 8.)

188.

Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe. (II, 3.)

189.

Verachtung ist der wahre Tod. (II, 3.)

190.

Was man scheint,
Hat jedermann zum Richter; was man ist, hat keinen. (II, 5.)
Ist dieser Ausspruch wahr?

191.

Was man nicht aufgiebt, hat man nie verloren. (II, 8.)

192.

Das Schweigen ist der Gott
Der Glücklichen — Die engsten Bande sind's,
Die zartesten, die das Geheimnis stiftet. (II, 5.)

193.

Der Neid
Hat scharfe Augen. (II, 9.)

194.

Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut! (III, 6.)

195.

Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten. (IV, 4.)

196.

Betrüglich sind die Güter dieser Erde. (V, 6.)

197.

Das Wort ist tot, der Glaube macht lebendig. (V, 7.)

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.

Kiy, Viktor,

Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen im Anschluß an die deutsche Schullektüre für die oberen Klassen höherer Lehranstalten

Bd.: 3

Berlin 1897